Chef-Redakteur:
Arthur Levysohn in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag
Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 336. **Berlin, Montag, den 7. Juli 1890.** **XIX. Jahrgang.**

□ Politische Wochenschau.

Von
Arthur Levysohn.

Die Reichshauptstadt steht im Zeichen des Schützen, und obwohl das politische Moment geschwunden, welches vor Zeiten diese Schützenfeste zu so ereignißreichen Etappen der deutschen Einheitsbewegung geschaffen, so ist doch die Theilnahme aus allen deutschen Gauen, wie aus den uns befreundeten und verbündeten Ländern eine so imposante, daß man keine Ursache hat, die Tragweite dieser verbrüdernden Zusammenkunft geringschätzig zu beurtheilen. Man hat in neuerer Zeit mit einer unverkennbaren Geflissentlichkeit gewisse Symptome einer centrifugalen Strömung innerhalb des deutschen Reiches erkennen zu dürfen geglaubt, aber die weitgehenden Schlüsse, die man sich beeilte, aus Einzel-Stimmungen und Verstimmungen auf die dem Reiche innewohnende Cohäsionskraft zu ziehen, werden durch die Thatsache Lügen gestraft, daß der Süden Deutschlands gerade aus dem werkthätigen Mittelstande begeisterte Vertreter in Masse nach dem einst so verhaßten „Berlin" entsandt hat, die hier ein vollgültiges Zeugniß dafür ablegen, daß das Volk Süddeutschlands von einer Abschwächung des Einheitsgedankens, wie er im neuen Reiche verkörpert erscheint, nichts wissen will.

Aehnliche Bedeutung besitzen für den Politiker auch die zahlreichen Abordnungen österreichischer, ungarischer und namentlich italienischer Schützen, die bei uns erschienen sind. Gewiß, diese Schützenbrüder entbehren eines regelrechten Mandats — aber ihre Anwesenheit bei dem X. deutschen Bundesschießen darf sehr wohl als eine Art undiplomatischer, dafür aber um so mehr volksthümlich auftretender Abordnung betrachtet werden, welche deutlich darthut, daß die Bündnißpolitik der Monarchen, Minister und Kabinette in der Volkssseele der verbündeten Staaten selbst ein verständnißinniges Echo gefunden hat. Daran vermag auch das Auftauchen einzelner publizistischer Stimmen nichts zu ändern, die namentlich in Italien neuerdings eine abmahnende Stellung gegen die künftige Verlängerung des Dreibundes einnehmen. Dergleichen Kundgebungen entsprechen viel mehr den Lokalbedürfnissen der Opposition in innerpolitischen Angelegenheiten, als dem wirklich empfundenen Zwange eines zu vollziehenden Bruches mit der Friedensliga. Francesco Crispi ist einem Theil seiner parlamentarischen Gegner schon zu lange „Ristiftes der Gerechte", und so schnitzt man aus jedem Holze, das eben zur Hand ist, die Pfeile, die den langlebigen Ministerpräsidenten treffen und verwunden sollen.

Die versuchte Erschütterung der Crispischen Dreibundspolitik ist somit nur als Vorwand zu betrachten und darf, so sehr sie sich auch auf populäre Voreingenommenheiten zu stützen trachtet, doch in keiner Weise überschätzt werden. Die jetzigen Gegner der Friedensliga auf den Bänken der italienischen Opposition würden die ersten sein, falls sie ans Ruder gelangten, den Staat König Humberts durch engen Anschluß an die beiden mitteleuropäischen Mächte vor jenen Strebungen sicher zu stellen, die darauf ausgehen, im mittelländischen Meer einerseits den französischen, andererseits den russischen Einfluß zum maßgebenden zu gestalten.

Daß sich die englische Regierung unter Lord Salisbury zu den friedlichen Tendenzen der drei verbündeten Festlandsmächte, um der eben angedeuteten Ursache willen, überaus sympathisch verhält, darf als unbestreitbare Thatsache gelten. Das englisch-deutsche Abkommen über die Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären und die dazu gehörige Abtretung Helgolands muß als ein weiteres Angeichen der also erfolgten Annäherung Englands an den Dreibund im Allgemeinen und an Deutschland im Besonderen angesehen werden. Unsere Kolonial-Enthusiasten fangen denn auch schon an, sich zu beruhigen und sie haben unsomehr Ursache, ihre oppositionellen Wallungen herabzudämpfen, als sich herausgestellt hat, daß der bisherige Reichskommissar in Deutsch-Ostafrika, Major v. Wißmann, durchaus nicht geneigt ist, mit ihnen in die Klagelieder eines modernen Jeremia einzustimmen.

Um die Person des Reichskommissars hatte sich alsbald nach seinem Eintreffen in der Heimath eine Legendenkette gebildet, die nun nach und nach sich zu verflüchtigen beginnt. Zunächst ist es Herrn v. Wißmann augenscheinlich gar nicht eingefallen, seine „Entlassung" zu geben. Er hat sich vielmehr, wie das in der Natur der Sache liegt, nach Beendigung seiner militärischen Aufgabe dem allerhöchsten Kriegsherrn zur Verfügung gestellt, es diesem überlassend, ihm seinen ferneren Wirkungskreis anzuweisen. Diesen zu finden oder doch gedeihlich einzurichten, ist freilich keine so einfache Sache. Handelt es sich doch darum, neben dem militärisch so bewährten Wißmann auch für Emin Pascha, den man so eben für den Reichsdienst gewann, eine Stellung zu schaffen, welche geeignet scheint, die besondere Kraft dieses Forschers und Civil-Organisators im Interesse des Vaterlandes angemessen zu verwerthen. Ohne Zweifel weiß man dem Major von Wißmann an den maßgebenden Stellen wärmsten Dank für das, was er geleistet. Aber Wißmann ist Soldat, er steht und stand im Dienste des Reiches, und was er gethan und gewirkt, war immerhin doch etwas, zu dem er verpflichtet war. Wenn aber Emin es vermocht hat, durch treues Ausharren in gefahrvollster Stellung, durch Muth, Besonnenheit und kluge Milde dem deutschen Namen in fernen Landen höchste Verehrung zu schaffen, so that er eben etwas, wozu er als Civilmensch dem Vaterlande nicht direkt verpflichtet gewesen, und deshalb ist man vielleicht im Recht, wenn man diese seine Leistungen mit besonderem Maße mißt.

Wie dem auch sei: Wißmanns Gesundheitszustand, den man als Grund für seinen Wunsch, nicht mehr nach Ostafrika zurückzukehren, anführte, dieser Gesundheitszustand weist ihn viel eher darauf hin, das afrikanische Klima — so seltsam es klingt — als ein Art persönlichen Sanatoriums zu betrachten. Thatsache ist, daß sich der Reichskommissar gerade in den Kolonien viel frischer und thatkräftiger gefühlt hat, als hier, wo man ihn feiern und mit Festlichkeiten überschütten möchte. Welche Stellung er auch in der nöthig werdenden Neuordnung unserer kolonialen Verhältnisse erhalten mag, man wird jedenfalls der Nothwendigkeit Rechnung tragen, den eingeborenen Bevölkerungen gegenüber die höchste Autorität in einer Hand zu vereinen und so die Theilung in eine Militär- und Civil-Spitze innerhalb der Kolonie als unpraktisch zu verwerfen. Hierzu wird es freilich von Nöthen sein, auch die Leitung der kolonialen Angelegenheiten vom Mutterlande aus in genügender Weise zu regeln. Mit der Entbindung des Geheimraths Krauel von der Führung der Kolonial-Geschäfte in der betreffenden Abtheilung unseres auswärtigen Amtes ist schon ein glücklicher Anfang gemacht. In eine solche Behörde, nenne man sie nun Kolonial-Amt oder Kolonial-Rath, gehören vor Allem Leute, welche die Bedürfnisse der Landstriche, um die es sich handelt, aus eigener Anschauung kennen und wenn die vorhandenen Civilkräfte im Beamtenstatus dazu nicht ausreichen, so wird man schwerlich doktrinär genug sein, sich von der Ausnützung etwa vorhandener, kolonial-erfahrener militärischer Elemente abhalten zu lassen. Es giebt Leute, die für eine solche Stellung den eben aus Ostafrika zurückgekehrten Hauptmann Weiß für überaus geeignet erachten.

Jedenfalls stehen die Militärs unter den Afrikakennern dem Ueberschwang gewisser studengelehrter Kolonial-Enthusiasten überaus kühl gegenüber. Sie sind namentlich weit entfernt, das englische Zukunfts-Protektorat über Zanzibar als ein nationales Unglück zu betrauern. Sie verharren vielmehr der Ansicht, daß an dem uns verbleibenden Küstenstriche in Lindi und Pangani mit geringer Mühe Hafenplätze zu schaffen wären, die dem größten Handelsverkehr bis auf hundert Jahre hinaus zu genügen vermöchten. Die deutsche Interessensphäre in Ostafrika scheint ihnen auch keineswegs für eine intensive Kolonialpolitik zu beschränkt, und ihre Schätzung, namentlich des Kilimanscharo-Gebietes mit seinen der Schweiz ähnlichen Hochplateaus däucht ihnen sogar zur Errichtung landwirthschaftlicher Kolonien überaus geeignet. Mit einem Wort, sie wirdigen das im englisch-deutschen Abkommen Erzielte viel unparteiischer als die Kolonial-Vereins-Naturen und sie sind praktische Politiker genug, um zu begreifen, daß ein Staat, wie das deutsche Reich, vor allem die Erfordernisse seiner europäischen Lage in Erwägung ziehen muß und nicht vergessen darf, daß ihm seine heimischen Beziehungen als Hemd näher stehen müsse, wie jeder noch so phantastisch ausstaffirte afrikanische Kolonial-Rock.

In Europa aber — trotz aller herrschenden Friedensphrasen — ist die Situation keineswegs geklärt. Im Winkel an der unteren Donau und auf dem Balkan grollt und wetterleuchtet es ganz unzweideutig. Zwar ist in Bulgarien die Erschießung des hochverrätherischen Majors Panitza ohne die mehrfach angekündigte revolutionäre Bewegung vollzogen worden, wenn auch Fürst Ferdinand es vorzog, das Todesurtheil fern vom Schuß auf der Reise nach Karlsbad zu unterzeichnen, aber der Versuch der Sofioter Regierung, die Pforte abermals zur Anerkennung der thatsächlichen Verhältnisse in Bulgarien zu veranlassen, und die an diese Forderung gemünzte Drohung ist ganz dazu angethan, ängstliche Gemüther zu beunruhigen. Dazu kommt, daß in Serbien gleichzeitig eine Erregung sich kundgiebt, die ihren Ausdruck im Wiederauftauchen des Exkönigs Milan und in einer überaus herben Rede gefunden, in welcher der ehemalige Monarch das Thun und Lassen der von ihm eingesetzten Regentschaft schneidender Kritik unterzog. Wenn der nicht eben übermäßig muthige Milan dergleichen gewagt hat, so muß er einer ihm freundlichen Volksströmung ebenso sicher sein, wie des österreichisch-ungarischen Schutzes. Diese Sicherheit aber deutet, wenn nicht auf Sturm, so doch jedenfalls nicht auf schön Wetter, und die Herren vom politischen europäischen Wetterbüreau werden wissen, was sie davon zu halten haben.

△ Der Festzug der Schützen.

(Spezialbericht des Berliner Tageblatts.)

1. Präludium im Thiergarten.

„Im Laube weht der Sommerwind
Und über das Halmenmeer,
Da naht mit ihrem Festgesind
Die Fahne freudenschwer!
Da wallt das Völklein wohlgethan,
Der Schalk zieht mit dem Biedermann
Froh hinter ihr einher."

So hat der schweizer Volkspoet, der große Gottfried Keller, der sich auf das Schalks- und Biedermannsthumslo gut versteht, vor 18 Jahren seine eidgenössischen Schützen begrüßt. Es ist da von einem Sommerwind die Rede, der über das Halmenmeer weht. Ja, wer den zum Festgenossen hätte! Man sieht ihn ordentlich, wie er daher kommt unter dem blauen Sonnenhimmel, warm und liebenswürdig, und die Fahnen stolzer schwellt und mit den Wimpeln spielt. Ach, wenn wir den hätten! Aber heute weht ein kalter, nichtsnutzig rauher Wind, gar nicht sommerlich und weder warm noch liebenswürdig, er weht unter einem grauen Himmel, an dem die Wolken sich dunkeldrohend ballen, er zerrt und reißt an den bunten Flaggen, die von allen Häusern wehen, er zerzaust die grünen Kranzgewinde und röthet die Nasen. Und dabei muß man diesem unliebenswürdigen Winde noch dankbar sein, sintemalen er es ja wohl ist, der fürs Erste zum Mindesten den Regen vertreibt. Ja, der fehlte uns gerade noch!

Die erste Signatur des Tages war ein großes Frieren. Selbst der Verein „Fidele Geister", der in einem Kremser zur Feststraße wanktefror entsetzlich, und alle „Fidelen Geister" rieben sich die Hände und verkrochen sich in Tücher und Mäntel. Und die Schutzleute, die schon vor neun Uhr in ganzen Regimentern in der Siegesallee und an der Siegessäule standen, froren nicht minder — von den Wagehälsen gar nicht zu reden, die schon am frühen Morgen den hohen Standort der goldenen Göttin droben auf der obersten Säulenspitze erklommen hatten, um sich dort ein Plätzlein zu sichern. Und um die Göttin lag ein grauer Nebelstreif gebreitet, wie ein Shawltuch. Offenbar hatte auch sie das Frösteln bekommen.

Aber schließlich, was schadete das Alles? Die Berliner sind schon mit anderen Herrschaften fertig geworden, als dem kalten Herrn Wind. Und richtig, da waren sie im Thiergarten, schon lange vor neun Uhr. Sie kamen mit den Schützenzügen. Die aus der Stadt heraus quer durch den Thiergarten auf Wagen und Pferden zur Spreegegend wanderten, sie zogen vor, hinter und neben den Schützen her und wichen nicht. So ziemlich die ersten Schützen, die in geschlossenem Zuge kamen, waren die von Potsdam und Werder. Das Musikkorps voran und dann die zerschossenen und zerfetzten altehrwürdigen Fahnen, Würdenträger voraus mit unzähligen Orden, Medaillen und Ketten, und dann im schwarzen, sauber gebürsteten Frack und Cylinder die Schützen — die von Potsdam mit gelbem, die von Werder mit blauem Medaillenband „um den Hals". Und während die alten dunkelgrünen Bäume rauschten und sich schüttelten im frostigen Wind, scholl der Preußenmarsch durch das Baumgewirr, bis zu den Zelten hinüber.

Dort in den Zelten war man sehr früh aufgestanden. Ein paar Hundert der Herren Schützen zum Mindesten hatten es vorgezogen, gleich am Orte der That zu frühstücken. Sie waren schon in nebelhafter Morgenstunde erschienen, und ein Kaffeegelage ging los, eine wahre Kaffeeorgie. Vom Portal des ersten Zeltes glänzte ein Schild: „Ein herzlich Willkommen den wackern Schützen!" Und Alles war bekränzt und fahnengeschmückt.

Die Gilden aus Potsdam und Werder trugen ihre Fahnen mit klingendem Spiel in das Kaiserzelt. Aehnlich thaten's die meisten andern, die später kamen. Und die Wallfahrt begann sehr bald. Dort in Zügen und mit lustigem Marsch, dort in Equipagen und Droschken, über denen die bunten Schützenfahnen weithinleuchtend wehten, dort zu Fuß, zu dreien, vieren, fünfen. Das Alles flutete zu den Zelten hin, oder machte schon Halt beim Königsplatz und in den eingrenzenden Wegen, in dem ganzen großen Kreise, der zur Zugaufstellung bestimmt war. Und dann kamen auch ganz seltsame, bunte Gestalten, die im historischen Theile mitwandern sollten, und die gewaltigen Wagen wankten schwerlastend heran, von Hunderten von Gaffern begleitet und von berittenen Schutzleuten beschirmt. Eine Wagenburg mit neugierigen Berlinern und noch viel neugierigeren Berlinerinnen umringte die Gegend, bis dann um zehn Uhr die Schutzmannschaft alles Gefährt zurückdrängte, weit hinter die Linie zurück, wo die grünen Bäume das seltsame Schauspiel verbargen. Und so, unter Musik und Kommandoworten, ward langsam die Aufstellung vollendet.

* * *

2. Die Feststraße.

Aber während es so im Thiergarten ganz sonderbar zuging, war Berlin in seinem Festgewand längst wach geworden, und schon um 9 Uhr war, wie man so an der Spree zu sagen pflegt, „sehr viel los". Es ist den Berlinern mit dem Schützenfest doch eigentlich merkwürdig gegangen. Es ist ihnen gewissermaßen über den Hals gekommen. Wer hätte denn denken können, daß Schützen, wirkliche einfache Schützen in dieser Riesenstadt jemals zu Königen des Tages zu werden vermochten, wer hätte je geglaubt, daß je ein Schützenfest in der deutschen Kaiserstadt zu so ungeheurer Popularität gelangen würde. Aber ganz plötzlich waren überall Wimpel und Flaggen und grüne Kränze erschienen, und mit den Fahnen und Kränzen war der Enthusiasmus gekommen. Wie Lord Byron eines Morgens aufwachte und merkte, daß er berühmt sei, so sah Berlin eines schönen Morgens — das mit dem „schönen" Morgen ist sehr bildlich aufzufassen —, daß es in seinen Mauern ein Schützenfest berge, das größte Schützenfest, das je in deutschen Landen gefeiert worden. Und da hat denn Berlin seine hohe Mission begriffen, es ist nicht hinter den Ereignissen zurückgeblieben und hat sich geschmückt, wie's recht und schicklich ist.

Vom Brandenburger Thor herab, das sein ehrwürdiges Steinhaupt mit grünen Gewinden seltsam umschlungen hat, wehen langherniederfallend zwei schwarz-weiß-rothe Bannner. Und auf dem Pariser Platz, am Eingang des mittelsten „Linden"-Wegs grüßt zwischen den ragenden Lichtländern an Tannenketten auf goldigem Bannergrund ein „Willkommen!" Die hohen Pfähle der elektrischen Lampen sind mit Grün umwunden, drei Fahnen umkränzen sie in halber Höhe. Dazwischen, an den einer vergangenen Zeit angehörenden Gaslaternen, prangen Schützenscheiben im dunklen Laubgrün. Und alle Häuser ringsum haben geflaggt und sind mit grünen Kränzen von Fenster zu Fenster geschmückt, und unzählige Tausende stehen unten auf den Wegen, eine enggeleitte Mauer, rechts und links am Straßendamm.

Selten gab's in Berlin eine solche Einmüthigkeit in der Straßenschmückung. Kostbarere Ehrenpforten und Begrüßungsstelle, künstlerisch reicheren und schöneren Prunk hat man in den letzten Jahren an glücklichen und traurigen Tagen gesehen, aber selten war in gleicher Weise auf einer ähnlichen Riesenstrecke Haus für Haus von nichtoffiziellen Händen so heiter und freundlich geschmückt. „Unter den Linden" naturgemäß kein Haus ohne Flaggen und Kränze und Wappen. Nur die öffentlichen Gebäude, die Ministerien und Gebäude, thaten nicht mit und hatten nicht einmal ein Fähnlein aufgezogen. Das machte keinen erbaulichen Eindruck. Dagegen wehte auf dem königlichen Schlosse die gelbfeidene Kaiserflagge und die purpurne Königsstandarte; viele Fenster des Schlosses waren dicht besetzt von der festlich gekleideten Dienerschaft und deren Familien.

An der Einbiegung der Neuen Wilhelmstraße war die Straße mit grünen Kranzketten überspannt. Prächtig schaute das neue Gesandtschaften von Faßkessel u. Münstmann aus. Teppiche aus allen Fenstern von Kränzen und Fähnlein umrahmt und wehende Flaggen vom Giebel. Nicht minder prächtig erschien die Passage, in Kränzen und Schützenscheiben, ein weißes Zelt über den Balkon gespannt, von einer mächtigen Scheibe überragt. Das Haus des Bankier Meyer Cohn war mit grünen, dunklen Gewinden ruhig-vornehm geschmückt. Natürlich, die Ecke an der Friedrichstraße erhielt wieder den Preis. Kranzlers Gebäude verschwand unter Tannengrün, Café Bauer war stolz geschmückt, große Blumentöpfe nickten zwischen Flaggen und Wappen und Laub vom Balkon herab. An dem Kreuzpunkt der Mittelallee waren die vier Lampenständer durch Tannengewinde vielfach verbunden und

vom Mittelpunkt der schräg übereinandergezogenen grünen Ketten herab wehte mächtiges goldenes Flaggenband.

Am Opernplatz zogen sich Tribünen, rothbekleidet, mit fünf über einander gebauten Sitzreihen, vom kaiserlichen Palais bis zum Operngebäude und dann wieder bis zum Kaiser Friedrich-Palais hinauf. Fast alle Plätze waren schon vor Tagen ausgegeben. Auf den Treppen und dem Balkon des Opernhauses stand die Menge Kopf an Kopf. Im Palais der Kaiserin Friedrich saßen auf Stühlen in der Säulengalerie die Hofbeamten und Diener des Palais mit ihren Angehörigen. Auch dem Schloß gegenüber erhob sich eine mächtige Tribüne, mit rothem Tuch umkleidet, an der Front mit schwarz-weiß-rothem, blau-weiß-rothem und grün-weiß-rothem Bannertuch umkränzt. Und ebenso links vor und rechts hinter der Kaiser Wilhelmbrücke Tribünen. Aber kein Plätzchen blieb leer.

Die Einfahrt der Kaiser Wilhelmstraße war mit grünem Laubgewinde überspannt, von dem eine Fahne lang herniederwehte. In der Straße selbst erschien Haus für Haus mit Fahnen, Immergrün und Wappen geschmückt. Dann an der Einbiegung der Spandauerstraße wieder ein grüner, schwebender Triumphbogen sichtbar, der im Laufe der Straße sich fünf, sechsmal wiederholte. Fahnen mit „Herzlich willkommen!“ und Schützenzeichen flatterten an den Gewinden. Auch in der Königstraße Schmuck und Prunk. Das Haus Nummer 42 war mit riesigen, gebleichten Palmenwedeln und Makartsträußen bis zum Dache verziert. Das sah aus wie ein ganzer getrockneter Palmengarten. Aber das Allerbeste war natürlich das Rathhaus. Doch davon weiter unten.

Die Eisenbahnbrücke am Alexanderplatz, die sonst so eisern-trüb und finster sich dehnt, war mit Grün umkränzt und mit Flaggen gekrönt. Und auch weiter in die Stadt hinein ließ der Schmuck nicht nach. In die Gegend der Schönhauser Allee kommen die großen Festzüge nur selten. Und deshalb sind die Leute dort noch frisch und begeisterungslustig und schmücken gern einmal so recht mit Lust und Liebe ihre Straßen und Häuser.

An der Kreuzung der Schönhauser Allee und Metzerstraße waren zwei braune, obeliskartige Thürme zu beiden Seiten des Weges aufgerichtet, von deren spitziger Höhe Fähnlein lustig grüßten. Und auf den Obelisken leuchtete die verheißende Inschrift:

„Schützentreue
Hat aufs Neue
Sich bewährt.“

Die großen Brauereien in der Schönhauser Allee schossen hier natürlich den Vogel ab. Brauerei Königstadt, im Grün ihres herrlichen Parkes, grüßte von rechts im Wimpelschmuck. Bunte, leuchtende Fahnen zwischen dem Grün, Wappen und Schützenzeichen. Und links drüben, elegant und schmuck, Brauerei Pfefferberg, bunt geschmückt. Und dann wiederum rechts der große Garten von Schultheiß mit den Flaggen aller Länder und Staaten und die großen, berühmten Gärtnereien dort draußen mit Wimpelzier. Zahllose Häuser trugen grüßende Inschriften, da las man:

„Ihr lustigen Schützenbrüder
Kehrt fröhlich in die Heimath wieder.“

und viele andere gutgemeinte Poesie.

Und dort, wo Pankow beginnt, hatten die Mitglieder der Pankower freiwilligen Feuerwehr bis spät in die Nacht hinein gebaut und vier mächtige Flaggenmasten aufgerichtet, aus deren Mitte ein Riesenschild grüßte: „Willkommen in Pankow.“ Und dann lag dort hinten, wenn man die geschmückte Willner'sche Weißbierbrauerei rechts gelassen, der Festplatz mit tausend bunten Fähnlein, die der Wind zerrte und trieb und riß, zum Empfang der Schützen bereit.

Aber überall am Wege mit Tausenden auf den Dächern, an den Fenstern, auf Tribünen und Gerüsten, auf Leitern, Bäumen und Tischen. Drei Viertel des großen Berlins und dann die Fremden aus Provinz und Ausland und die Töchter und Gattinnen der braven Schützen, deren Victor Blüthgen in der Schützen-Fest-Zeitung neulich so liebreich gedachte, als er den Schützenbrüdern zurief:

„Und so freu' Dich — sagt er,
Wie's hier Brauch — sagt er,
Aber schießen — sagt er,
Mußt Du auch — sagt er,
Triff nur's Centrum — sagt er,
Möglichst oft — sagt er,
Weil es Mutter — sagt er,
Dringend hofft.“

* * *

3. Das Rathhaus.

Das rothe Haus, dem die Repräsentation der Stadt Berlin obliegt, der gewaltige Bau, von dem aus die Geschicke der Reichshauptstadt gelenkt und geleitet werden, war naturgemäß des Festschmucks Mittelpunkt. Rechts und links vom großen Mittelportal mächtige, breitgedehnte Tribünen, die Wände mit rothem, lose wehendem Tuch behängt und mit grünen Laubbogen geschmückt, vor denen Tannenbäume in kurzen Abständen in die Ecken gepflanzt waren. Grünwipflige Bäume an der Rückwand der Tribünen, während an den vorderen Eckpunkten laubumwundene Stangen aufragten, welche Goldkörbe mit üppigen Blumengehängen trugen. Und ebenso die Wände an dem Portal eingesäumt von Blumenkörben, ein grüßender, duftig winkender Schmuck. Der lange Balkon rings um das mächtige rothe Haus, mit grünen Bogengehängen geziert, an denen Kränze mit schwarz-weiß-rothem Band schwer-wuchtig niederhingen. Ueber dem Portal in der Nische des Kaisers weiß-marmorne Büste in dunklem Lorbeergrün, von purpurnem, goldgerandetem Baldachin überdacht. Und dann im zweiten Stockwerk, von Fenster zu Fenster wieder Gewinde und aus den Fenstern heraus niederfallende Flaggen, und an den Eckfenstern rechts und links mächtige goldgefranzte Heroldsbanner mit schwarzem, trutzigem Adler auf rothem Grund. Rechts und links von der Nische, ein wenig höher, Purpurstandarten und ganz hoch oben die schwarz-weiß-rothen Banner, bis zur höchsten Spitze hinauf.

Auf den breiten, aufsteigenden Tribünen rechts und links vom Portal die Stadtverordneten, Bezirksvorsteher und Mitglieder des Magistrats mit ihren glitzernden Amtsketten. Dazwischen sehr hervorragende und bekannte Leute, Anton v. Werner neben Professor Lessing, und zahllose Andere. Und dann die Damen, die lieben Gattinnen und Töchter und Tanten und Nichten. Ganz vorn aber in der ersten Reihe, rechts und links vom Portal, die Ehrenjungfrauen. Man sah da, daß die Väter der Stadt mitunter recht hübsche Töchter haben — nicht immer freilich — Töchter in weißgewaschenen und blauen Kleidchen. Wenn sie sich nur nicht erkältet haben in der zweistündigen Wartezeit!

Und unten vor dem Portal ward es bunt und farbig froh. Dort wo ein Teppich das weiße Pflaster bedeckte, stand ein Trompeterkorps in mittelalterlicher Tracht, rothen, blauen und gelben Wappenröcken und Hüten mit buntwallenden Federn.

Und so blieb das Bild, stundenlang. Das rothe, breite, wuchtig-kolossale Haus mit seinem gewaltig aufsteigenden Thurm. Menschen auf allen Balkons, bis hoch oben hinauf, an allen Fenstern bis in das allerletzte Spitzchen, auf den breiten Tribünen, eng und dicht gedrängt, unten bunte Blumen in den Körben, oben grüne Gewinde von Fenster zu Fenster auf dem rothen Mauerwerk und das Schwarz-Weiß-Roth, wehend und winkend in hundert Wimpeln, hier und dort, überall.

Und dann weit hinunter nach rechts und links die frei gehaltene Feststraße mit ihrem weißen, leuchtenden Asphalt, an beiden Seiten schwarz mit lebenden Mauern umsäumt, vor denen die spalierbildenden Vereine standen mit Bannern und Bändern. Und in Abständen vertheilt die Schutzleute mit ihren blinkenden Helmspitzen. Aber das Alles scheint unabänderlich festgekeilt, ohne Wanken und Schwanken, und nur wer näher zuschaut, sieht, daß die ganzen Massen leise und langsam hin- und herschwanken, von der Menschenfluth, die sich hinter den lebenden Mauern drängt, ein wenig bewegt.

Aber dieser Himmel! Immer drohend und wolkenlastend, schwärzlich und grau. Nur auf Minuten ein Sonnenblick, ein Himmelsleuchten, und dann wieder Wind und Sturm, der die Fahnen zerzaust und die Hüte hoch in die Luft hebt. Aber der Regen schien nur drohen, seine Drohung nicht wahr machen zu wollen. Und so ward die Uhr zwölf, die Stunde schlug, wo der Zug sich in Bewegung setzen sollte. Langsam hatte er sich formirt, und nun kam er langsam heran, und weit voraus zogen ihm die Fanfarentöne und das Rauschen der lustigen Marschmusik.

* * *

4. Der Festzug.

Da waren sie — ganz hinten leuchtete es in hellen Farben auf, wehende Wappenbanner, und Alles beugte sich vor, die spalierbildenden Mannen traten in Reih und Glied, und die Schutzleute riefen ihr „Zurück!“

In gelb und weißer Gewandung ein stattlicher Herold, hoch zu Roß, mit dem Adlerbanner, das der Wind umtanzt. Und zwei Pagen an den Seiten, in bunten Wämsern, mit bauschigen Aermeln, blau, roth, gelb, in allen Farben stolzirend. Wieder zwei Herolde in Wappenröcken und dann ein reitender, rüstiger Mann, der das altehrwürdige Banner der Berliner Schützengilde hoch über dem Haupte flattern läßt. Und nun das erste Musikkorps, mit flottem Marsch ein Schützenkorps, das sich aufs Blasen versteht, dahinter in gleichem Schritt und Tritt die Berliner Schützengilde in ihren matt-grünen Röcken, über der Schulter das Gewehr, von dessen Spitze ein Blumensträußchen lustig winkt. Ach, daß immer nur Blumengrüße aus den Flintenläufen in die Welt kämen! Wieder Musik und dann plötzlich endloser Jubel, ein wahrer Begeisterungs-Orkan auf der Straße, an allen Fenstern, auf allen Dächern, auf den Tribünen und Thürmen des gewaltigen Rathhauses. Die Amerikaner, die Amerikaner! Wehen der weißen Tücher, Schwenken der Hüte auf der ganzen endlosen Linie, und Hoch und Hurrah und wieder Hoch, ein Chaos von Aeußerungen des Enthusiasmus. Kein König, kein Fürst der Erde darf sich rühmen, vor dem Hause der Stadt Berlin mit gewaltigerem Jubelrausch empfangen worden zu sein, als die Bürger des freien Amerika, die Independent-, die Unabhängigkeits-Schützen. Nie war der Enthusiasmus größer, die Begeisterung stärker, als hier, wo die deutsch gebliebenen Söhne Amerikas von der Stadt Berlin den erneuten Willkommsgruß empfingen. In ihren bekränzten, breiten Equipagen, die zu zweien neben einander fuhren, kamen sie, die Independent-Schützen, mit ihren dunkelblauen Jacken und hellgrünen Hüten, und die Begeisterung, die ihnen entgegenrauschte, begeisterte auch sie, und sie schwangen ihre Hüte und dankten nach allen Seiten.

Es war kurz vor halb zwei, als so die Spitze des Zuges am Rathhause anlangte. Als die Independent-Schützen in ihren Wagen vor dem Portal ankamen, hielt der Zug, die mittelalterlichen Trompeter zwischen den Tribünen sandten ihre Fanfaren hinaus, und Oberbürgermeister Dr. v. Forckenbeck, Stadtverordnetenvorsteher Stryck, Bürgermeister Duncker, Stadtrath Borchardt und andere Herren traten im Orden- und Kettenschmuck aus dem Portal hervor und blieben auf der Freitreppe stehen, von dort aus die Vorüberziehenden begrüßend. Die Ehrenjungfrauen in Weiß und Blau verneigten sich, und dann ging der Zug wieder vorwärts.

Die übrigen amerikanischen Schützen zunächst, mit ihren Fahnen und Abzeichen. Ein Verein nach dem andern, in langer Reihe. Den San Francisco-Schützen schritten zwei Knaben in grünen Anzügen voraus, die kleine amerikanische Sternenbanner in den Händen schwangen. Nach den Amerikanern kamen die Schweizer in ihrer Gebirgskraft, stattliche, kräftige, blonde Leute, eidgenössische Schützen, wie sie Gottfried Keller in seinem schon oben citirten Schützengruß besang:

„Nun seid gegrüßet, Mann für Mann,
Die Festfanfare schallt!
Nun treib' es Jeder, wie er's kann,
Ein Rufer in den Wald!
Getrost vergeßt des Tages Noth,
Bis daß im zehnten Abendroth
Der letzte Schuß verhallt!“

Nach den Schweizern die Schützen von jenseits der Alpen aus dem Land der Orangen und Citronen, Italien, elegant und schwarzäugig, und dann die Männer aus Belgien und den Niederlanden mit ihrem stattlichen, lustigen Rotterdamer Fahnenträger, der so kräftig das gewaltige Banner schwang. Die Ungarn zogen hinter ihrer rothen Fahne, auf der das weiße Kreuz glänzend leuchtete, die Russen kamen, die Norweger und Schweden. Meist trugen sie graue Reisekleidung, viele hatten hohe Gamaschen übergezogen, und unter den Nordländern besonders gab's prächtige, stolze Erscheinungen. Alle mächtig und brausend bejubelt, wie vor ihnen noch kein Mächtiger der Erde in Berlin.

Aber das Alles ist Vorspiel, nur Vorspiel, die eigentliche Pracht soll erst beginnen, dort, wo der Herold heranreitet, in weißem Waffenrock mit rothen Schnüren und Federn, auf dem stattlichen Braunen, von dem die weiße Decke langfaltig herabwallt. Ah, nun wird's bunt und vielgestaltig. Eine Musikbande wälzt sich heran, hoch zu Roß, vermummte, mittelalterliche, seltsame Gestalten, die Kappen über die Köpfe gezogen, dunkelgrün, dunkelblau, dunkelroth, sie blasen einen ganz ausgezeichneten Marsch, und das ist gar kein Wunder, denn in den seltsamen Gewändern steckt das Musikkorps der 1. Garde-Dragoner. Merkwürdige Gesellen, die da folgen, Stadtknechte mit hohen Schilden, Knaben, die kleine Fähnlein um die Köpfe schwingen, und ein wirklicher Narr mit rothen Trikots und gelb-roth-blauem Narrenkleid, die Kappe auf dem Haupt. Ein toller Kerl, der überall an die Reihen heranspringt, sich den Teufel um die Schutzleute kümmert und seine Faxen und Scherzlein ganz ungenirt betreibt. Heute weiß man's nicht mehr so genau, wer ein Narr ist und wer nicht, denn es giebt kein besonderes Kleid und keine Kappe mehr für diese Burschen. Aber der Narr, der dort herumspringt, lebte auch eigentlich so um 1450.

Dreißig Bogenschützen ziehen hinterher, Kerle mit Blechkappen und leuchtenden Röcken und dürren, bunten Beinen. Und dann fünfzehn Armbrustschützen, nicht weniger wild. Nun sollte eigentlich ein Planwagen kommen, begleitet von Marodeuren, aber der war ein wenig zurückgeblieben und ließ auf sich warten, bis er denn schließlich erschien, ein richtiges, tolles, romantisches Zigeunergefährt, mit Zelttuch überspannt, unter dem sich allerhand Menschengewürm auf gelbem Stroh rekelte. Vier Gäule mit Schellen am Geschirr zogen das Gefährt, und auch die Marodeure fehlten nicht, ein zerlumptes, zerfetztes, abenteuerliches Gesindel, keine Zierde des 15. Jahrhunderts, eine echte und rechte Wegelagerer-Gesellschaft ohne Seife und Kamm.

Wieder ein kurzer Aufenthalt, bis es dann wieder weitergeht unter dem Jubel und Jauchzen der Massen und die Gruppe aus dem 16. Jahrhundert herankommt, wie alle Gruppen von einem weiß-rothen Herold mit dem Wappenbanner geführt. Trommler und Pfeifer in blauweißen Röckchen, dann in bauschigem, schwerem braunen Kleid mit blauen Bändern und Rändern ein dicker, ein sehr dicker Landsknechts-Hauptmann aus jener Zeit, da man noch von Schweninger nichts wußte noch ahnte. Landsknechte mit bunten Beinen und trotzigen Bärten, Trommler, Pfeifer und zwei weiß-roth leuchtende Zeigerbuben. Dann zogen Bürschlein einher in dunklen Wämsern und schneeweiß gewaschenen Hemdsärmeln, Rosenkränzlein auf dem blonden Haupt, wie ein Zug geduldiger Opferlämmer. Und nun wußte man gar nicht mehr, wo hinschauen in dem Gewimmel und Getümmel der Lanzknechte und Bogen-, Armbrust- und Büchsenschützen, in dem Gewühl und Gewirr der Farben, in dem Blau, Gelb, Roth und Grün, wo das Auge vergeblich nach einem Ruhepunkt suchte. Das wälzte sich vorwärts, in bauschigen Hosen und in Trikots, in weitfaltigen Gewändern und knappen Wämsen, Spielleute kamen und Fahnenträger, die Kriegshorden des Mittelalters waren losgelassen. Und dabei übersah man fast, wie in all dem scheinbar planlosen Getriebe ein ernster Sinn verborgen lag, wie sich's hier nur darum handelte, einen Ueberblick über die historische Entwicklung des deutschen Schützenwesens zu geben, anfangend bei den Bogenschützen des 15. Jahrhunderts, endigend bei den gewehrgerüsteten Männern der waffenkundigen Gegenwart. Das übersah man fast im bunten Drang der Ereignisse.

In der Gruppe des siebzehnten Jahrhunderts fuhren ehrsame, ernstblickende Rathsherren in zweispännigen, alterthümlichen Wagen, hinterher kam eine Kanone kutschirt, vierspännig, und auf ihr hockte ein brauner, toller Geselle, wild und zerzaust, mit einem Schwerenöthergesicht. Er war gar nicht kriegerisch gestimmt und warf Kußhändchen hinauf zu den schönen Mädchen an den Fenstern und verschoß nur Gluthblicke und andere gefährliche Dinge. Daß es nur nicht irgendwo gezündet hat — mit den Leuten des siebzehnten Jahrhunderts ist schließlich nicht zu spaßen! Ein Mohr in reichgesticktem Kleid mit Bogen, Spieß und Köcher, wie ein schwarzer Amor, schritt hinter der Kanone, auf welcher der seltsame Liebes-Wegelagerer saß. Büchsenschützen und Landsknechte mit grünen Wämsern, aus denen die weiten Aermel gelb und grüngestreift herausquollen, schlossen die Gruppe.

Nun kam man der schönen Gegenwart schon näher. Die Verhältnisse wurden allmälig gesicherter — die Feuerwaffen vervollkommneten sich nach und nach. Da kamen schon Seydlitz'sche Reiter in ihren weißen Uniformen, mit flatternden Fahnen, Schützen mit langen grünen Röcken, die einem Frack verteufelt ähnlich sahen und gewiß nicht so schön waren, wie die zerlumpten Röcke der Marodeurs, die eigentlich gar keine Röcke mehr sind. Und dann, o Jammer, zwölf Stadtsoldaten, richtige, tüchtige Stadtsoldaten, wie gemacht zum Schilderhausdienst, mit sehr hübschen Federbüschen. Geschütze, Trompeten, Trommeln, Schützen, immer neue Massen.

Und das 19. Jahrhundert begann. Man lebte im schönen Jahre 1830. Die Schützen marschirten an, mit rothen und weißen Helmbüschen, und ihre Offiziere und Hauptleute sahen auf guten Tritt. Schnell ging's vorüber.

Aber dahinter leuchtete es hochragend auf, und wieder begann ringsum ein Jubel, endlos und immer erneut. Die Reihe der Festwagen begann. Auch die Festwagen, von den großen Städten gestellt, zeigen in ihrer Folge die Entwickelung der deutschen Macht und Herrlichkeit. Frankfurt a. M. zuerst. Ein mächtiger goldener Wagen von einem rundgewölbten Baldachin mit Goldbrokat überdacht, unter dem auf hohem Thronsitz die Frankofurtia thront, die Frankfurter Krone auf dem Haupt. Rathsherren und Patrizierfrauen umringen huldigend die Göttin ihrer Stadt, und Fräulein Wehenkel, das diese Göttin muthig sittsam verkörperte, nahm diese Huldigungen mit geziemendem Stolze entgegen. Es war die Zeit der Kaiserwahlen, in die man hier einen kurzen Blick thun durfte, und demgemäß ritten denn auch die sieben Kurfürsten in vollem Ornat zur Seite des vierspännigen Wagens, jene sieben Herren, die Schiller so schön im „Grafen von Habsburg“ beschrieben hat.

Hinter dem Wagen marschirten die Schützen aus Süddeutschland die Frankfurter, die Wiesbadener, die Hessen und Nassauer. Da gab's wieder allerhand Uniformen und Kopfbedeckungen, vom Helm bis zum Strohhut. Aber das wirklich uniformirte Wesen ist doch dort unten weniger zu Hause.

Bremens Festwagen folgte, ein prächtiges Schiff, eins von jenen, wie die Hansa sie baute, aus hellem, reinlichem Holz, wuchtig und gewaltig. Vorn am Bugspriet standen drei Reisige im Kettenpanzer, machtvolle, gebieterische Leute, und hinter ihnen ihre Gewappneten mit Schild und Lanzen. Aber am Steuerruder saß die Frau, die sie schirmten, Bremens Göttin, mit wallendem rothen Mantel und güldener Krone, von Frauen und Männern umringt. In der Mitte des Schiffes aber, am Mastbaum, standen drei seltsame Weiber, eine Aethioperin, eine Chinesin, eine Venetianerin, die Vertreterinnen der drei damals bekannten Erdtheile. Die Schützen von Bremen, Oldenburg, Mecklenburg, Hamburg und Schleswig-Holstein geleiteten den Wagen.

Und dann die Meraner Schützen in Tiroler Tracht mit ihren rothleuchtenden Bändern, und hinter ihnen, allerliebst und wunderschön, ein fesches, flottes Meraner Mädchen, mit schwarzem Rock und blau-seidener Schürze, lustig und blond, nickend, grüßend und winkend nach allen Seiten. War das ein Jubel! Und zu beiden Seiten schritten ihr Meranerinnen im Reisekostüm, auch sehr fesch und flott.

Der Festwagen der Stadt Wien nahte, wuchtig und doch elegant, vorn von dem blendend weißen Stephansthurm vielzackig und hoch überragt. Der ganze Wagen ist im Charakter der Zeit Maria Theresias gehalten, halb Rococo, halb Phantasie. Im Grunde thront Vindobona, Frau Bauer, des Fräulein Barkany liebenswürdige Schwester, mit schwarzem Rabenhaar, das lang herabfällt auf den fluthenden Hermelinmantel. Ein ungarischer Husar hält bei ihr die Ehrenwache. Es ist noch so viel auf dem Wagen, ein so buntes Gewirr, daß sich's kaum übersehen läßt. Prinz Eugen triumphirt an dem einen Ende über die gefesselten Türken, und an dem andern dirigirt Mozart ein Musikkorps. Das geht ein Bischen durch einander. General Laudon und ein ungarischer Magnat hoch zu Roß geleiten den Wagen. Die österreichi-

(Fortsetzung siehe Seite 7.)

schen Schützen, die hinterdrein ziehen haben sieben Damen bei sich, die durch ihre sehr gesunde, wohlgenährten Erscheinungen angenehm auffallen.

Nun kommt Hannover mit seinem Wagen. Ein mächtiges Thor aus dem 14. Jahrhundert, von zwei steinernen, gewaltigen Thüren flankirt, zwischen denen ein goldener Löwe einherschreitet. An dem Thor halten, ernst und melancholisch, gepanzerte Ritter Wache, in eisernen, schwarzen Harnischen, trotzig und selbstbewußt. Heinrich der Löwe, des Rothbart grimmer Feind, ist unter ihnen. Im Vordergrunde des Wagens, vor dem Thor, sitzt auf gothischem Thronsessel die Beschirmerin der Stadt Hannover, Frau Kühl aus Pankow. Ihr zu Füßen Edeldamen, Jungfrauen, Panzerritter.

Stuttgarts Festwagen ist im Stil der Frührenaissance gehalten. Die Pferde tragen gelbes Geschirr; es sind vier Rappen, wie sie Stuttgart „im Schilde führt“. Den ganzen Wagen umrankt und überdacht grünleuchtendes, lustiges Weinlaub, an dem die Trauben sich blähen. Die Göttin Stuttgarts, Frau Bildhauer Rick, die auf einem Thronsessel ruht, ist fast verdeckt von all dem Laub, und Götz von Berlichingen, der dort auch stehen soll, verschwindet ganz. Und ringsherum Schnitter und Winzerinnen, stehend und gelagert. Aber hinter dem Wagen zwei seltsam-lustige Gruppen. Kleine Burschen schleppen einen Hundewagen mit sich, auf dem ein mächtig Häslein sitzt. Und mit ihrem langen Spieß ziehen die sieben Schwaben einher. Anfangs sieht man nur sechs, der siebente trottelt hinten nach. Das ist offenbar der furchtsamste von allen. Die Badenser, Elsässer und Württemberger Schützen schließen die Gruppe.

Düsseldorf folgt, die Malerstadt, und eben weil sie ein so berühmtes Künstlerheim ist, hat sie auch einen so künstlerisch schönen und wundersamen Wagen. Von vier Schimmeln gezogen, zieht ein entzückend zierliches Rococoschiff daher, leuchtend weiß, von Schilf umkost. An den Masten grüßen farbenfröhliche Fähnlein, das große Segel ist eben eingezogen, ruhig zieht das Schiff dahin, und stolz und vornehm sitzt die Göttin Düsseldorfs auf ihrem Thron, in goldenem Mantel, auf den das goldene Lockenhaar prächtig niederfällt. So schaut sie (Fräulein Heylmann) ruhig lächelnd auf die zechende Künstlergruppe am Mast und dann weiter zum Bugspriet, wo sich aus weißem Gestein der alte Vater Rhein erhebt, weinfroh und laubumkränzt. Das ist ein herrliches Bild.

Als dann auch die rheinisch-westfälischen Schützen vorüber waren folgte Münchens Wagen. Der war natürlich zumeist den Trinkern gewidmet. Hinten eine grüne Hopfenlaube, darunter die Jungfrau von München, Fräulein Rabel aus der Isarstadt, in schwarzem Atlas mit goldleuchtenden Puffärmeln und weißem, stattlichen Kragen, ringsherum Herren und Edeldamen. Vorn das rundliche, lustige Münchener Kindl, wie's Jeder kennt, und an der Rückseite der Laube ein oberbaierisches Quartett, das eigentlich jodeln soll, aber offenbar müde ist und trinkt lieber und Butterbrod mit Kalbsbraten ißt.

Die baierischen Schützen hatten noch eine Extraüberraschung. Sie trugen in Körben köstliche Alpenrösl ein bei sich, die sie dem hohen Magistrat und den weißen und blauen Ehrenjungfrauen überreichten.

Der Wagen der Stadt Leipzig hatte die Form eines gewaltigen Obelisken mit Studenten, Soldaten und Bürgern. Und dann der große Jubiläums-Wagen, ein riesiger Felsen, auf dem die Germania im goldenen Gewande (Frau Conrad) Herrmann den Cherusker begrüßt. Auf den Felsen ist die Inschrift eingegraben: „Das ganze Deutschland soll es sein!“ Eine Eiche beschützt den Felsen, Wappenschilder leuchten aus ihren Zweigen, alte Germanen bewachen sie.

Der letzte Wagen, der den eigentlichen Zug beschließt, ist der Festwagen der Stadt Berlin. Vorauf ein Herold mit dem Bären auf dem Wappenrock, auf dem Wagen Berolina, silberngepanzert mit wappengeschmücktem Silbermantel. Vor ihr Soldaten aus allen Zeiten, hinter ihr die Friedensgöttin mit der Palme (Fräulein Hermann).

Der Berliner Schützenbund und die Deputationen aller Städte in endloser Reihe schlossen den ganzen, gewaltigen Zug, dessen Vorbeimarsch 5/4 Stunden gedauert hatte.

Als hinter dem Jubiläumswagen die Ehren- und Festpräsidenten und die Deputationen der Städte in ihren Equipagen vor dem Rathhause anlangten, traten die Mitglieder des Bundesvorstandes auf die Vertreter der Stadt zu. Im Namen der Stadt Frankfurt nahm hierauf Herr Reinhardt das Wort, um zunächst den Festgenossen die Grüße der Stadt Frankfurt zu entbieten, die es sich zur Ehre rechne, zweimal das deutsche Bundesschießen in ihren Mauern abhalten gesehen zu haben. „Mir selbst,“ fuhr er dann fort, „ist zweimal die Ehre geworden, die Bundesfahne von einem Festort zum anderen zu geleiten, und heute, wo sie hier in Berlin, in des Reiches Hauptstadt, übergeben werden soll, quillt mein Herz höher denn je. Unter diesem Banner ist so manches herrliche Fest gefeiert, und mit jedem Feste wird das Banner den deutschen Schützen lieber und werther. In den denkwürdigen Tagen des I. Deutschen Bundesschießens schaarten sich unter diesem Banner ernste und würdige Männer aus allen deutschen Gauen, die dem Wunsche des Volkes lebhaften Ausdruck gaben nach Einigung des geliebten Vaterlandes. Heute beim Beginn des X. Deutschen Bundesschießens betrachten wir dieses Banner als das Zeichen des großen einigen mächtigen Deutschlands, und unter diesem Zeichen sind wir gekommen, hier in Berlin, in des Reiches Hauptstadt, ein Fest zu feiern, würdig des Vaterlandes, des deutschen Schützenbundes und der Stadt Berlin. Herr Oberbürgermeister, ich übergebe Ihnen die Fahne und wünsche ein Fest, das uns allen Freude mache.“ (Lebhafter Beifall.) Im Namen der Stadt antwortete Oberbürgermeister Dr. v. Forckenbeck:

„Der brausende Jubel, mit welchem die Bevölkerung der Reichshauptstadt, welche heute zu vertreten ich mir zur höchsten Ehre rechne, den Festzug des X. Deutschen Bundesschießens und dieses Banner des Deutschen Schützenbundes empfangen und bis hierher begleitet hat, zeigt schon den Geist und den Sinn, mit welchem die Reichshauptstadt Berlin das Banner übernehmen und bis zum nächsten deutschen Bundesschießen treu bewahren will.

Als das deutsche Volk nach Gestaltung seiner nationalen Einheit strebte und rang, da sammelten sich unter diesem Banner energische Geister aus allen deutschen Stämmen von der Nord- und Ostsee bis zu den Alpen, entschlossen, nicht nachzulassen, nicht zu rasten, bis das Ziel, die kräftige Gestaltung deutscher Einheit, erreicht sei.

Und heute ist unter der weisen und energischen Führung des deutschen Kaisers und durch die opferfreudige Thatkraft des Volkes das Reich deutscher Nation wieder errichtet und schützt seit Jahren mit Unterstützung der verbündeten und befreundeten Staaten und Nationen deutschem Sinn gemäß den Frieden, die unerläßliche Grundlage, auf der allein bürgerlicher Fleiß schaffen, Freiheit sich gestalten kann, und heute wird dieses Banner in das Rathhaus der Reichshauptstadt gebracht. Wenn wir es somit übernehmen und versprechen, es sorgfältig zu bewahren, so bedeutet das, daß wir den Geist, den Sinn, die Treue, mit welchen unsere nationale Einheit geschaffen wurde, uns stets bewahren, denselben pflegen, befestigen und unversehrt und ungetrübt den Nachkommen erhalten wollen.

Ich übernehme das Banner mit dem Rufe, in den einzustimmen ich bitte:

Kaiser und Reich leben hoch!“

Jubelnd stimmten Tausende in den Ruf ein, während heller Sonnenschein durch die Wolken brach. Stadtverordneter Diersch erklärte hierauf als Festpräsident das X. Deutsche Bundesschießen für eröffnet. Während des Aktes hatte die gastgebende Berliner Gilde vor dem Rathause Aufstellung genommen. Gegen 2¾ Uhr setzte sich der Zug in der Richtung nach dem Festplatze bei Pankow, wo zunächst das Festmahl stattfindet, wieder in Bewegung.

Das Festprogramm

für das X. deutsche Bundesschießen hat für den heutigen **Montag**, 7. ds., folgenden Inhalt:

7—1 Uhr: Schießen. 10—1 Uhr: Konzert auf dem Festplatze. 1 Uhr: Vertheilung der Prämien am Gabentempel. 1—3 Uhr: Gemeinschaftliche Mittagstafel. 3—8 Uhr: Schießen. 8 Uhr: Vertheilung der Prämien. 4—11 Uhr: Konzert auf dem Festplatze. 8 Uhr Abends: Große Gesangsaufführung des Märkischen Central-Sängerbundes in der Festhalle (800 Sänger).

* * *

Nicht von der deutschen Freiheit, sondern von der deutschen **Einheit** sprach am Sonnabend Abend der Reichstagsabgeordnete Dr. Horwitz, als er in seiner Kommersrede die deutschen Sänger und Turner als Träger des deutschen Gedankens, speziell des deutschen Einheitsgedankens feierte. Dies sei zur Richtigstellung eines Druckfehlers in unserem Referat über den Schützenkommers bemerkt.

* * *

Ueber die Aufnahme der italienischen Schützen in der deutschen Reichshauptstadt bringen, wie uns ein Privat-Telegramm aus Rom meldet, die italienischen Blätter enthusiastische Depeschen aus Berlin. Der Korrespondent des „Fracassa“ hebt den überaus tiefen Eindruck hervor, welchen der Empfang auf die Italiener gemacht habe.

Deutschland.

* Der Reichskanzler **v. Caprivi** wird, der „T. Rundsch.“ zufolge, auf jeden Sommerurlaub verzichten, um sich mit allen Zweigen seines Amtsbereiches genau bekannt zu machen. Mit ihm bleibt der Finanzminister Dr. **Miquel** hier, während die übrigen Minister allesammt so ihre Sommerreisen antreten werden, daß bis zum Herbst hin immer nur vier Minister anwesend sind. Der Reichskanzler begiebt sich dienstlich nach Rußland, um dort mit dem Kaiser zusammenzutreffen. Es hieß in diesen Tagen nach Meldungen aus Hofkreisen, Herrn v. Caprivi stünde in nicht ferner Zeit eine Standeserhöhung bevor. — Nach den Münchener „N. N.“ soll der Reichskanzler mit Lord Salisbury in Kissingen zusammentreffen, wo Letzterer Ende August die Kur gebrauchen wird.

* Mit dem Staatssekretär **v. Bötticher** werden sich auch der Handelsminister **v. Berlepsch** und der Chef der Reichskanzlei, Geheimer Oberregierungsrath **v. Rottenburg** zur Ausstellung nach Bremen begeben.

* Ein Mitglied der Abordnung des Breslauer Vereins zum Schutze des Handels und Gewerbes behauptet, der **Kaiser** habe sich nachdrücklich **gegen die Offizier-Konsumvereine** ausgesprochen.

Gerichts-Zeitung.

Die Frage, ob auf der **fiskalischen Abdeckerei verworfenes Fleisch gestohlen** und in den Verkehr gebracht wird, wurde gestern wiederum in eingehender Weise vor der 100. Abtheilung des Schöffengerichts erörtert. Die Allg. Fleischerzeitung hatte wiederholt darauf hingewiesen, daß derartige Mißstände beständen, und diese Angaben unter der ausdrücklichen Behauptung, daß der Handelsmann Scheuer, sowie die Arbeiter Lethe, Leben und Siegfriedt wegen derartiger Diebstähle bestraft worden seien, aufrecht erhalten, trotzdem die Abdeckerei in einer eingesandten Berichtigung in Abrede stellte, daß solche Diebstähle vorgekommen seien. Die vier genannten Personen hatten daraufhin gegen den Redakteur der A. Fl.-Z., Heinrich Horwitz, den Strafantrag wegen Beleidigung gestellt. Im vorigen Termine wurde beschlossen, vom Polizeipräsidium eine Auskunft darüber einzuholen, ob und wie viele Diebstähle auf der Abdeckerei zur Kenntniß der Behörde gelangt sind. Die ertheilte Auskunft lautete dahin, daß 1) vor etwa drei Jahren drei Schweine, die zur menschlichen Nahrung untauglich gewesen, gestohlen worden seien, 2) wurde ein gewisser Möckwitz angehalten, als er sich mit einem Sacke voll Fleisch von der Abdeckerei entfernen wollte, 3) habe eine Wittwe Wolff einen lebhaften Handel mit Fleisch getrieben, welches von der Abdeckerei stammte, und 4) seien kürzlich der Kutscher Roggenbuck und der Schlächter Köhler wegen derartiger Diebstähle zu strengen Strafen verurtheilt worden. Waren somit die gerügten Mißstände erwiesen, so konnte der Beklagte doch keinen Beweis dafür erbringen, daß einer der Kläger wegen Diebstahls auf der Abdeckerei bestraft worden war. Nur einem der Kläger, dem Arbeiter Lethe, wurde durch die Beweisaufnahme nachgewiesen, daß er im Jahre 1880 vom Gendarm Julian mit einem geschlachteten Hund in der Nähe der Abdeckerei betroffen wurde. Der Gendarm hat ihm den Braten, den Lethe von Abdeckereigehilfen zum Geschenk erhalten haben wollte, abgenommen und den Vorfall zur Anzeige gebracht. Zu einer strafrechtlichen Verfolgung ist es indessen nicht gekommen. Der Beklagte bedauerte, daß er in Betreff der vier Kläger falsch berichtet worden sei. Er habe die Nachricht von der Bestrafung der vier Kläger aus einer Quelle geschöpft, der er unbedingt trauen zu können glaubte, weil sie einen amtlichen Charakter trug, in einem Bericht des Gendarmen Engler aus Reinickendorf an den städtischen Fleischschau-Inspektor Meyenburg seien dieselben Behauptungen aufgestellt, die in dem beanstandeten Artikel wiedergegeben wurden. Durch die Vernehmung Englers wurde diese Angabe des Beklagten bestätigt. Während der Rechtsbeistand der Kläger, R.-A. Mühsam II für die Beleidigung eine Gefängnißstrafe in Antrag brachte, plaidirte der Vertheidiger, R.-A. Dr. Rich. Wolff, für Freisprechung, da der Beklagte einerseits sich im guten Glauben befunden und andererseits berechtigte Interessen wahrgenommen habe; denn wenn auch die Artikel der Allg. Fl. Ztg., die ebenfalls die Stadtverordneten auf die gerügten Mißstände aufmerksam gemacht habe, nicht unter dem Schutze des § 193 des Straf-Gesetz-Buches ständen, so würde dieser Paragraph wohl niemals zur Anwendung gelangen können. Nicht nur die Fachgenossen, sondern das gesammte Publikum sei der A. Fl. Z. zu Dank verpflichtet. Der Gerichtshof erkannte an, daß der Beklagte in Wahrnehmung berechtigter Interessen gehandelt habe, dieselbe sei aber fahrlässiger Weise überschritten worden. Es wurde auf eine Geldstrafe von 100 Mark erkannt, den Klägern auch die Publikationsbefugniß in der A. Fl. Z. zugesprochen.

„Es ist wirklich betrübend, einen jungen Menschen aus guter Familie und mit guter Veranlagung gewaltsam sein Lebensglück verscherzen und von Stufe zu Stufe sinken zu sehen!“ Mit diesen Worten wandte sich gestern der Vorsitzende der I. Strafkammer an den wegen wiederholter Unterschlagung, Urkundenfälschung ꝛc. angeklagten Buchhalter Richard Ferdinand Heinrich, welcher in der That in der frivolsten Weise seine Zukunft untergraben hat. Der noch jugendliche Mensch, welcher von gutem Herkommen ist und eine selten schöne Handschrift schreibt, ist schon einmal gestrauchelt und hat erst im Januar dieses Jahres eine ihm auferlegte Gefängnißstrafe von 1 Jahr 3 Monaten verbüßt gehabt. Mit Hilfe gefälschter Atteste, welche außerordentlich günstig lauteten, gelang es ihm, in der Weingroßhandlung von Caracciola u. Co. eine Stelle als Buchhalter zu erhalten, und hierbei fand er dann reichlich Gelegenheit zu Veruntreuungen. Er hat geständlich in etwa sechs Wochen eine Summe von über 1800 Mark von Kunden des Geschäfts eingezogen und bis auf den letzten Groschen in Gesellschaft von Dirnen verprasst. Der Staatsanwalt empfahl, den Angeklagten trotz der bewiesenen Frivolität noch einmal vor dem Zuchthause zu bewahren, aber in längerer Gefängnißstrafe Gelegenheit zum Nachdenken darüber zu geben, wohin solch bodenloser Leichtsinn führt. Der Staatsanwalt beantragte deshalb drei Jahre, und der Gerichtshof erkannte auf zwei Jahre Gefängniß und drei Jahre Ehrverlust.

Eine Megäre, welche Richtern und Gerichtsboten viel zu schaffen machte, stand gestern in der Person der unverehelichten Anna Steffer vor der dritten Strafkammer hiesigen Landgerichts I. Trotz der Geringfügigkeit der Anklage — es handelte sich nur um Diebstahl von einem Taschentuche — keifte und schrie die Angeklagte auf der Anklagebank, so daß sie nur mit Mühe zur Ruhe gebracht werden konnte und ihr mehrfach eine Ordnungsstrafe angedroht werden mußte. Als nun gar die Belastungszeugin auftrat, da schäumte die Angeklagte vor Wuth, sie suchte die Zeugin mit giftigen Blicken zu zerschmettern und, indem sie wie eine Tollhäuslerin mit den Händen auf die Barrière schlug, eröffnete sie ein Bombardement von Schimpfworten und Beleidigungen gegen ihre Gegnerin: „Betrügerin! Meineidige! Seelenverkäuferin! Zuchthäuslerin!“ so klang es in wildem Chaos durch einander, und da die Angeklagte mit Toben nicht aufhörte, sah sich der Gerichtshof genöthigt, die Verhandlung abzubrechen und die Angeklagte wegen Ungebühr vor Gericht sofort auf drei Tage in Arrest zu schicken. Unter Zetern und Schreien ging's den Korridor hinab, und als sich die Gefängnißthür hinter ihr schließen sollte, schleuderte die Megäre noch die Drohung hinaus: „Wenn ich herauskomme, gieße ich der Kanaille Oleum ins Gesicht!“

Ein Akt schnödester Undankbarkeit führte gestern den Handelsmann Kreebs vor das hiesige Schöffengericht. Als die Dachdecker Hanke und Müller eines Abends die Linienstraße entlang gingen, bemerkten sie auf dem Damm ein kleines, etwa dreijähriges Mädchen, welches in dringender Lebensgefahr schwebte, da eine Droschke in schnellem Tempo direkt auf dasselbe loskam. Im letzten Augenblick sprang Hanke hinzu und rettete das Kind, indem er es schnell bei Seite zog. Der brave Mann trug das ganz erschrockene Kind in einen nahe gelegenen Keller und konnte sich nicht enthalten, einige laute Bemerkungen über die pflichtvergessenen Eltern zu machen, welche ein solches Kind unbeaufsichtigt auf der Straße lassen. Der Angeklagte, als Vater des kleinen Mädchens, fühlte sich durch diese Worte so außerordentlich beleidigt, daß er auf Hanke zusprang und durch körperliche Mißhandlung desselben seinen Dank für die Errettung seines Kindes abstattete. Der Gerichtshof sah nur mit Rücksicht auf die bisherige Unbescholtenheit des Angeklagten von der Verhängung einer Gefängnißstrafe ab und erkannte auf 30 Mark Geldstrafe eventuell 6 Tage Gefängniß.

Lokal-Nachrichten
und Vermischtes.

Eine „samoanische Frage“ beschäftigt augenblicklich die Polizeibehörden von Berlin, Charlottenburg und Halle an der Saale. Zwei Mitglieder der Samoaner-Truppe, welche sich seiner Zeit auch in der Reichshauptstadt produzirt hat, scheint die Sehnsucht nach Berlin-Charlottenburg und den hier geschlossenen zarten Verbindungen gepackt zu haben; denn einer an die hiesige Kriminalpolizei gelangten telephonischen Mittheilung zufolge sind die beiden hellfarbigen Südsee-Insulaner am Sonnabend Abend ihrem Entrepreneur in Halle a. S. entlaufen und mit dem ersten, besten Zuge nach Berlin abgedampft. Der gute Mann, der mit der Truppe in Deutschland herumreist, meldete seinen doppelten Verlust, wie gesagt, schleunigst hier an und bat die Polizei um „Festnahme“ der exotischen Flüchtlinge. Wiewohl nun diesem Ersuchen kaum entsprochen werden kann, da die „Wilden“ sich doch nur eines Kontraktbruches schuldig gemacht haben und ein Haftbefehl gegen sie nicht vorliegt, so gab die Kriminalpolizei die Depesche doch weiter an die Polizei-Direktion in Charlottenburg, und siehe da! umgehend lief von dort die Meldung ein, daß die Ausreißer in Charlottenburg bereits ergriffen und im dortigen Polizeigefängniß internirt wären. Es entstand nun die Frage, was mit den Samoanern weiter geschehen solle? Der erwähnte Unternehmer dachte sich die Sache sehr leicht: er bat die Polizei, die Ergriffenen einfach nach Magdeburg transportiren zu lassen, woselbst er sie in Empfang nehmen wollte. Abgesehen von den Kosten, welche ein solcher Transport verursachen würde, konnte die Polizei diesem Gesuch schon aus den oben angedeuteten Gründen nicht entsprechen. Sie meldete daher der Hallenser Polizei die erfolgte Festnahme der Flüchtlinge und überließ dieser die weiteren Maßnahmen, welche zur Lösung dieser „samoanischen Frage“ führen sollen.

Kleine Notizen. Die fortgeschriebene Bevölkerungszahl betrug für den 15. Juni d. J. 1,546,619; in der Woche vom 15. bis 21. Juni wurden polizeilich gemeldet: 3261 zugezogene und 2418 weggezogene Personen. — In der Preisbewerbung für ein Kaiser-Wilhelm-Denkmal der Provinz Westfalen auf dem Wittekindsberge der Porta Westfalica bei Minden sind bis zum Ablauf der Einlieferungsfrist am 30. v. M. im Ganzen 56 Entwürfe eingegangen.

Mehrere Unglücksfälle sind bei dem gestrigen Gedränge in den Feststraßen vorgekommen: In der Schönhauserstraße wurde einem jungen Mädchen der rechte Arm gebrochen und mußte dasselbe nach der elterlichen Wohnung in der Hamburgerstraße gebracht werden. Der in der Prenzlauer Allee wohnende Maurer L. erlitt eine stark blutende Schnittwunde durch ein Taschenmesser, welches er offen in der Tasche getragen hatte, so daß es ihm bei dem Gedränge in den Oberschenkel drang. In der Mühlenstraße fiel ein in Pankow wohnender Arbeiter, welcher auf einem Wagen stand, von demselben herab und erlitt außer einer Kopfwunde einen Bruch des rechten Unterschenkels. In der Berlinerstraße drang einem auf dem Gesundbrunnen wohnenden Kaufmann B. die Hutnadel seiner Tochter in Folge des Gedränges unterhalb des rechten Auges in die Backe, so daß der Verletzte sofort einen Arzt zu Rathe ziehen mußte.

Handels-Zeitung.

Köln, 6. Juli. (Privat-Telegramm.) Nach einer Meldung der K. Z. lehnte die Eisenbahndirektion zu Elberfeld sämmtliche am 26. Juni eingegangenen Offerten auf Schienenlieferung wegen zu hoher Preise ab. Die Mindestforderung betrug 152,50 M. pro Tonne.

Börsen-Telegramme.

Hamburg, 7. Juli, 1 Uhr 56 Min. Nachm. (Privat-Telegramm.) Der heutige Privatverkehr war ruhig. Oesterr. Kreditaktien 263,25, Diskonto-Kommandit-Antheile 220,37, Marienburger 63,12, Ostpreußen 98,00, Mainzer 119,25, Franzosen 510,00, Lombarden 300,00, Warschau-Wiener 219,25, Laurahütte 142,50, Dynamit-Trust 147,75.

Verkehrs-Nachrichten.

Paris, 6. Juli. (Wolffs Bür.) Der Postdampfer „Rhaetia“ der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktiengesellschaft ist, von Hamburg kommend, heute 1 Uhr Morgens in Newyork eingetroffen.

Letzte Nachrichten.

Wien, 6. Juli. (Wolffs Bür.) Das „Fremdenblatt“ sagt unter Hinweis auf die gegen die Schweineeinfuhr aus Serbien ergriffenen Maßregeln, dieselben hätten durchaus keinen politischen Charakter, auch handle es sich dabei nicht um eine allgemeine Ausschließung der Schweineeinfuhr aus Serbien, sondern lediglich um veterinär-polizeiliche Maßregeln gegenüber einer Einfuhr von kranken und seuchenverdächtigen Schweinen.

Rom, 6. Juli. (Privat-Telegramm des Berliner Tageblatt.) Columbia gab der Pression Italiens nach und zahlte soeben einen Theil der Entschädigungssumme für die Vergewaltigung Cerrutis aus.

Lissabon, 5. Juli. (Wolffs Bür.) Die Deputirtenkammer genehmigte mit großer Mehrheit die Vorlage, betreffend eine sechsprozentige Erhöhung aller Steuern.

Otto Herz & Co's. Schuhe und Stiefel

in reichster Auswahl

Illustrirte Preislisten gratis und franco.

bei **EMIL JACOBY, BERLIN W.**

Aufträge von auswärts werden prompt erledigt.

Leipzigerstrasse 14, neben dem Reichspostministerium. — Amt II, Telephon No. 6973.

Königstrasse 61, neben der Reichshauptpost. — Amt V. Telephon No. 1237.

Victoria-Hôtel, Berlin,

Unter den Linden, Ecke der Friedrichstraße.
Inhaber: **Franz Haas.**
Complet neu, mit gediegenster Eleganz und allen Bequemlichkeiten eingerichtet.
Specialität: **Restaurant ersten Ranges. Dejeuners, Diners und Soupers, französische Küche. Weine erster Häuser.**

Freiwill. Versteigerung.

Am Dienstag, den 8. Juli, Nachmittags 4 Uhr versteigere ich hier Neue Friedrichstr. 12 4 Pferde aus einer Streitsache, darunter einen Schimmelhengst u. ein Rapphengst, öffentlich gegen Baarzahlung.

Otto Wendel,
Königl. Gerichtsvollzieher,
Neue Friedrichstr. 12.

Theater * Concerte Vergnügungen

Wallner-Theater.
Mamsell Nitouche.
Garten-Concert.
Sommerpreise: Parquet 3 M. &c.

Berliner Theater.
Montag: **Der Probepfeil.**
Dienstag: **Die wilde Jagd.**
Anfang ½8 Uhr.

Belle-Alliance-Theater.
„Der Nautilus."
Im prachtvollen Sommergarten:
Großes Militär-Doppel-Concert.
Auftr. sämmtl. Spezialitäten.

Victoria-Brauerei, Lützowstr. 112.
Täglich: Stettiner Sänger.
Näh. s. Plakate.

B. Moore's Academy of music.
Friedrichstr. 87, an d. Linden.
Täglich Auftreten in- u. ausländischer
Specialitäten.
Anfang 7 Uhr. Schluß 12 Uhr.

V. 8-8 Uhr! Von allen V. 8-8 Uhr!
Stadtbahnhöfen bequem
erreichbar:
Panorama Jerusalem
und die
Kreuzigung Christi.
a. d. Stadtbahnstation Thiergarten.

Berliner Aquarium.
Unter den Linden 68a.
Eintrittspreis 1 Mark.
Reichhaltige Ausstellung von Land- u. Seethieren, wie: Anthropomorphe Affen, Riesenschlangen, Krokodile, Hai- u. Tintenfische, Quallen etc.

Akustisches Cabinet.
Ununterbrochene Kunstproduktionen.
Behrenstrasse 59, I.
Entree 70 Pf. incl. Passage-Panopticum.

Blumensäle,

78 Zimmerstr. 78.
Berlins vornehmst. Ball-Etablissement
Ballmusik
von Vörös Miska's berühmter
ungarisch. Magnatenkapelle.

Rothwein gegen Blutarmuth und Magenleiden à Fl. 1. 10 Fl. 9 M.
Ungarwein, kräftig süß, à Liter 1,60, 10 Liter 15 M., Mosel à Fl. 0,60.
Himbeer-, Kirschsaft, dick eingekocht, à Liter 1,20.
Sternberg & Sohn,
Brüderstr. 22. Amt I Nr. 202. *

Neuen engl. Matjeshering
in ganzen Tonnen und kleineren Gebinden und in stets feinster Qualität empfiehlt
C. A. Schmidt,
Stettin, Königstr. 7. *

Quaglio's Bouillon-capseln,

einzig echte Marke.

QUAGLIO Schutz-Marke

Zur momentanen Herstellung einer kräftigen Bouillon wie zur Bereitung u. Verbesserung von Suppen, Saucen, Gemüsen, Fleischspeisen. Man verlange immer ausdrücklich **Quaglio Kapseln.** Nur diese Marke wird von den Aerzten empfohlen.
Preis pro Stück 10 Pf. = 1 Tasse.
Chem.-techn. Laboratorium von Quaglio,
Berlin O., Holzmarktstr. 67. *

Pianinos, kreuzs., gr. Ton., in Eis.-Constr. f. überseeisch. Länd. haltb. zu solid. Preisen.
Fabrik C. F. Lambert, Leipzigerstr. 94.*

Ostseebad Thiessow, Insel Rügen.

Seiner vorzüglichen Lage, des schönen Wellenschlages und Strandes wegen ist Thiessow nervenleidenden und Erholung suchenden Badegästen ein sehr zu empfehlender billiger Aufenthalt.
Privatwohnungen wöchentlich von 5 Mk. an. Pension und Wohnung in den Hotels von 3 Mk. pro Tag an. Verbindung über Greifswald täglich.
Näheres durch die Badeverwaltung.*

Nordseebad Scheveningen.

Hotel Deutschmann,
prachtvoll an der See gelegen. An- und Abfahrt der Fischerboote. Preisermäßigung der Zimmer bis zum 21. Juli. Tarife werden gern zugeschickt. *

Bad Driburg.

Schapers Hotel I. Ranges hält sich den Driburg Besuchenden bestens empfohlen.
C. H. Schaper. *

Gute Grasbutter,

das Kübel von 8 Pfd. Inhalt für 7 M. 25 Pf. liefert gegen Nachnahme das Naturbutter-Versandt-Geschäft von
Z. Zacharias, Beutheim O/Pr. *

Stolberger Zwiebäcke!
Die beliebten Stolberger Zwiebäcke liefert in vorzüglichster Qualität in Postkisten von 6 Schock a Schock 50 Pf. exkl. Kiste nach allen Orten des In- und Auslandes
Fr. Hiller, Fabrikant. *
Stolberg a. Harz.

Himbeersaft,
frisch von der Presse, à Ltr. 75 Pf.
Sternberg & Sohn,
Brüderstr. 22/23.

Ein neuer Transport hocheleganter, militärfrommer Reitpferde ist heute eingetroffen, steht zu soliden Preisen zum Verkauf.
M. Schlesinger,
Berlin NW., Schiffbauerdamm 21.
Telephon-Amt III. 8265.

Pianinos, Harmoniums, Fabrikpreise (Theilz.) *
Hoffmann, Kommandantenstr. 20.

Teppiche
jed. Art u. Grösse, Portièren, Uebergardinen, Tischdecken, Steppdecken, Läuferstoffe, Einzelverkauf, **Hille's Teppichfabrik,** Zimmerstrasse 86, Hof part. Fehlerhafte Teppiche spottbillig. *

Originelle Anekdoten
und humoristische Prosa bis etwa 100 Zeilen Umfang sucht ein vornehmes Witzblatt unter **T. B. 100** Postamt 13 postlagernd.

Höchst interess. Phot. &c.
15 Stck. Originale 3 Mk. **Preisliste 10 Pf. Pariser Kunstgesch.** Fil. Berl., SW. Al. Zimmerst. 2, II.*

Sämmtl. Pariser
Gummi-Artikel.
J. Kantorowicz, *
Berlin N. 28 Arkonapl. **Preislist. grat.**

Forderungen
für Bromberg und Umgegend kauft resp. übernimmt zum Einziehen
A. Ascher, Bromberg. *

Kuxen und Actien

des westfälischen Bergbaues, Coursszettel zweimal monatlich kostenfrei.
Oscar Müller,
Magdeburg. *

Ein fast neues großes
Schützen- u. Restaurations-Zelt
ist preiswürdig **zu verkaufen.**
Dasselbe ist gegenwärtig auf dem Festplatz des **X. Deutschen Bundesschießens** aufgestellt und wird von dem **Concerthaus Noblesse** benutzt. Näh. Auskunft ertheilt **J. Landauer, Leipzig-Reudnitz.** *

Großes Geschäft.
Exporteur, Selbstkäuferod. sonst. Reflektanten auf feste Abschlüsse von **Gewehren sensationeller, solidester Construction** für den überseeischen Absatz gesucht. Adressen unter **O. 699** durch **Haasenstein & Vogler A.-G., Berlin SW., Leipzigerstr. 48** erbeten.

Patente aller Länder Besorgung. Verwerthg.,
C. R. Walder, Ing. u. Pat.-Anwalt
Berlin SW., Grossbeerenstr. 96. *

Kur- und Naturheilanstalt

im Parkhotel **Blasewitz** bei Dresden.

Solide Preise. Gute Erfolge. Prospecte frei.

Das ganze Jahr geöffnet. Persönlicher Leiter: Dr. med. Neideck. *

Trabrennen Weissensee.

Montag, den 7. Juli 1890, Nchm. 3½ Uhr:
6 Rennen.
Alles Nähere die Säulen und Programme.

Blumensäle, Berlins vornehmstes Ball-Etablissement:
Ballmusik
78 Zimmerstr. 78. von Vörös Miska's berühmter **ungarischer Magnatenkapelle.**

Berlin. Hôtel National, Berlin.

gegenüber Bahnhof Friedrichstraße,
verbunden mit dem im Parterre gelegenen **neueingerichteten, hocheleganten Wein-Restaurant.** Das Hotel enthält **60** comfortable Zimmer zu soliden Preisen incl. **elektrischer Beleuchtung,** Bedienung und Heizung. Schattiger Garten.
Dir. **Fr. Eisenreich.** *

Villa „Albertina"

Ostseebad Heringsdorf
Lindenstraße 5, Ecke der Kaiserstraße, eine der schönsten Villen am Ort, mit ca. ½ Morgen großem Garten, seiner guten Lage wegen auch als Geschäftshaus sich eignend, ist zu verkaufen. Selbstkäufer wollen sich wenden an
C. Hartmann, Hotel „Stadt Berlin". *

Conservatorium der Musik in Köln,

unter Leitung des städtischen Kapellmeisters Herrn Professor Dr. Franz Wüllner.

Das Conservatorium besteht aus einer Instrumental-, einer Gesang- und einer Musiktheorie-Schule, einer Opernschule, sowie einem Seminar für Klavierlehrer. Es besitzt Vorbereitungsclassen für Clavier, Violine, Cello und Sologesang und lässt Hospitanten zum Chorgesang, zu den Orchesterübungen, Vorlesungen und zum Unterricht in Harfe, ev. auch in Cello, Contrabass und Blasinstrumenten zu.

Als Lehrer sind thätig die Herren: Professor Dr. F. Wüllner, W. Bock, G. F. Cortella, A. Eibenschütz, Director Dr. Erkelenz, R. Friede, L. Hegyesi, E. Heuser, Concertmeister, G. Hollaender, N. Hompesch, W. Hülle, Concertmeister, Professor G. Japha, Professor G. Jensen, Fräulein Felicia Junge, E. Ketz, Dr. O. Klauwell, W. Knudson, C. Körner, A. Krögel, G. Kunze, Ober-Regisseur E. Lewinger, A. Mendelssohn. Kgl. Musikdirector E. Mertke, Aug. v. Othegraven, M. Pauer, J. Schwartz, Professor J. Seiss, stellvertretender Director, Kammersänger B. Stolzenberg, P. Tomasini, F. Wolschke, E. Wehsener, H. Zachmann.

Das Winter-Semester beginnt am 16. September d. J. Die Aufnahme-Prüfung findet an diesem Tage, Morgens 9 Uhr, im Schulgebäude (Wolfsstrasse No. 3) statt. Das Schulgeld beträgt für ein Hauptfach und die obligatorischen Nebenfächer M. 300 p. a. Ist das Hauptfach Sologesang M. 400 und wenn Betheiligung an der Opernschule hinzutritt, M. 450 p. a., ist das Hauptfach Contrabass oder ein Blasinstrument M. 200 p. a. Für die Betheiligung am Seminar zahlen die betr. Schüler ein für allemal M. 50.

Wegen weiterer Mittheilungen, Schulgesetze u. s. w. wolle man sich schriftlich an das Secretariat des Conservatoriums (Wolfsstrasse 3) wenden, welches auch schriftliche und mündliche Anmeldungen entgegennimmt.

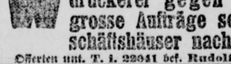
Köln, im Juli 1890. **Der Vorstand.**

Unentbehrlich für jeden Haushalt sind
heizbare Badestühle

verbesserter Konstruction, in welchen man sich mit 5 Pfennig Kohle in 25 Minuten ein warmes Vollbad bereiten kann. Zu **„jedem"** Zimmer sofort aufzustellen. Mit **„jedem"** Brennmaterial zu heizen. Illustrirte Preislisten gratis u. franco.
Kosch & Teichmann, Berlin S., Prinzenst. 43.
Fabrik heizbarer Badestühle und Badewannen, Zimmerclosets, Douche-Apparate &c. **Viele** Anerkennungsschreiben. *

Sicherste Existenz!!

Seltene Gelegenheit für Kaufleute, Private Buchdrucker.
Krankheitshalber soll eine vorzügl. eingericht. Buchdruckerei,
Neuwerth ca. 17.000 M., für 9500 M. **sofort verkauft werden. Der Druck von 3 Zeitschriften und anderen Arbeiten wird kontraktlich mit übergeben, daher erheblicher Nutzen sofort gesichert.** Fachkenntniß nicht erforderlich. Off. schleunigst **S. E. 12,** Postamt 61, Berlin.



Von 5 Mk. an. 9 Mk.
Billigste Quelle für deutsche und englische **eiserne Bettstellen!** Fabrk. mit **Dampfbetrieb** von
E. Sass, Köpenickerstr. 32. **Lager: Hof parterre.**
Illustr. Preiscour. gratis u. franco

Wer weist einer leistungsfähigen Buchdruckerei gegen hohe Provision grosse Aufträge seitens bedeut. Geschäftshäuser nach?
Offerten unt. T. i. 22041 bef. Rudolf Mosse. Berlin SW. *

Ueber die P. Kneifel'sche Haar-Tinctur.

Für Haarleidende giebt es kein Mittel, welches für den Haarboden so **stärkend, reinigend** und von den die Haarkeime zerstörenden Einflüssen **befreiend** wirkt, wie dieses altbewährte, ärztlich auf das Wärmste empfohlene Kosmetikum. Die Tinktur beseitigt **sicher das Ausfallen der Haare, angehende** und wo noch die geringste Keimfähigkeit vorhanden, selbst **vorgeschrittene Kahlheit,** wie zahllose Beweise und die vorzüglichst., auf strengst. Wahrheit beruhend. Zeugnisse hochachtbarer Personen zweifellos erweisen. **Oele u. Pomaden** sind, bei Eintritt obiger Uebel, trotz aller Reklame derartiger Mittel **vollständig nutzlos.** — Obige Tinktur ist in **Berlin** nur **echt** bei **J. Schwartze, Königl. Hoflief.,** Leipzigerstr. 112; **G. Wenke,** Prinzenstr. 80; **M. Schwarzlose, Kgl. Hoflief.,** Königstr. 59; **M. Rohrschneider,** Friedrichstr. 196; **F. Harnisch,** Potsdamerstr. 22; **G. Hesterberg,** Louisenstr. 39, und **W. Reichert,** Belle-alliancestr. 85. In Flac. zu 1, 2 u. 3 M. *

Erste deutsche
Zahntechnische Schule

zu **Dresden,** Pragerstrasse 43.
Vollkursus: Das ganze Gebiet der Zahntechnik umfassend.
Specialkurse: 1) **Plombirkursus,** speziell Goldplombiren.
2) Kursus im Anfertigen künstlicher Zähne und Gebisse, a. in Kautschuk, b. in Metall, speziell Gold, c. in Aluminiumpressguss.
Nähere Auskunft durch den Leiter **Aug. Polscher.** *
Anfragen ist Marke beizufügen.

Natürlicher
Biliner Sauerbrunn!

Altbewährte Heilquelle.
Vortrefflichstes diätetisches Getränk.
Depôts in allen Mineralwasser-Handlungen. *
Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Ungarische Legehühner u. Zuchthähne

Die Perlen des ungarischen Tieflandes
(Original-Specialzucht)
vom „Zoologischen Garten in Dresden" als erprobt gute Eierleger anerkannt, weltberühmt wegen ihrer enormen Productivität als Eier- und Fleischproducenten (ein ausgewachsenes Huhn legt 230 Stück pro Jahr), weil speciell gezüchtet auf „erhöhte Eierproduction" wetterfest und seuchenfeste Thiere liefert die bestrenommirte ungar. Hühnerzucht des **Victor Haydecker** in Püspök-Ladany, Ungarn, alleiniger Eigenthümer und Begründer der Original-Specialzucht: „Die Perlen des ungarischen Tieflandes", von einem Postkörbchen aufwärts bis zu ganzen Waggonladungen. Preise per Stück nach Deutschland überallhin offerirt ohne Verbindlichkeit franco, zollfrei und emballagefrei:

1890er vollkommen ausgewachsene, bereits legende Zuchthühner (Februarbrut) pr. St. M. 1.30
1890er grosse, fast ausgewachsene, bald legereife Hühner (gelbbeinig) . . „ „ „ 1.10
1890er halbausgewachsene Legehühner (in 3 Monaten legend) . . . . „ „ „ —.90
1890er Küchen (3 Monate alt, kräftige zuchtfähige Thiere mit gelben Beinen) . „ „ „ —.65

Eine Probesendung, enthaltend: einen ungar. Zuchthahn sammt den dazu passenden fünf Legehühnern (vollkommen ausgewachsen, bereits am Legen stehende Hühner) von den „Perlen des ungar. Tieflandes", wird für 6 M. überallhin nach Deutschland franco, zollfrei und emballagefrei unter Garantie für lebende Aukunft versendet. Ueber gemästetes Tafelgeflügel, sowie über Gänse, Enten u. Truthühner wird auf Verlangen Vorzugs-Preiscourant franco zugesendet. *

H. FALK OPTIKUS & FABRIKANT, BERLIN, MORITZPLATZ 151.

Feinste Rathenower Echt Gold-Bronce-Pincenez und Brillen (vom Golde nicht zu unterscheiden) mit voller Garantie des Nichtschwarzwerdens. Stück 3 Mk., solche ohne Randfassung mit verißkopischen (gewölbten) Rathenower Crystallgläsern Stück 4 Mark 50 Pfg.

Feinste Rathenower Nickel-Pincenez und Brillen Stück 2 Mark, solche ohne Randfassung wie oben Stück 4 Mark.

Feinste Rathenower schwarze elegante **Caoutschouc-(federleicht) Pincenez** Stück 3 Mk., mit Patentfeder 4 Mark.

Alles mit **erster Qualität Rathenower Crystallgläsern** versehen.

Bei schriftlichen Bestellungen erbitte Angabe der Glasnummer und ob zum Lesen und Arbeiten convex, oder für die Ferne concav.

Falls Angabe der Glasnummer nicht möglich, ist die Einsendung einer alten Brille oder Pincenez erwünscht, andernfalls wird um genaue Angabe des Augenübels und des Alters gebeten.

Marine-Distanzgläser, für Theater, Reise, Jagd geeignet, jeder Gegenstand auf die **weitesten Entfernungen** auf das Deutlichste sichtbar. Das beste bis jetzt unübertroffene Distanzglas, für jedes Auge passend. I. Qualität mit 8 achromatischen Ocularen, Compaß, Leder-Etui u. zwei Lederriemen compl. 13 Mark 50 Pfg., desgl. mit 6 achromatischen Ocularen u. verschiebbaren **Sonnenblenden** vorzügl. Ausstattung compl. 18 Mk. — II. Qualität mit 6 achromatischen Ocularen, Leder-Etui complett 9 Mk. 50 Pfg.

MARQUE DE FABRIQUE

Lager u. directer Bezug der renomm. Operngläser u. Krimstecher Pariser Fabrikats (Fabrikmarke eine Biene) präm. m. gold. Medaillen.

Umtausch gestattet. **Versandt nur gegen Nachnahme oder bei vorheriger Einsendung des Betrages.** *

Verantwortl. für den politischen Theil u. Nachricht. a. d. Reiche Fr. Harich, für die Handels-Ztg. J. Wiener, für Feuilleton Th. Wolff, für Lokal-Nachr. i. V.: Th. Wolff, für Inserate Rob. Glakel. Druck u. Verlag von Rudolf Mosse, sämmtl. in Berlin.

Nummer 27. **Beiblatt zum Berliner Tageblatt.** Montag, 7. Juli.

Chefredakteur: Arthur Levysohn. Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die Lebensdauer der Aerzte.

Von [Nachdruck verboten.]

Dr. M. Birnbaum.

Erst in neuerer Zeit hat man mit Hilfe der Statistik begonnen, die Lebensdauer der Menschen in genaererer und wissenschaftlicherer Weise festzustellen. Allein noch immer schwanken die Resultate der einzelnen Forscher so sehr, daß umfassendere Arbeiten dringend nothwendig sind. So hat z. B. nach der Tafel der „17 englischen Gesellschaften" ein 25jähriger Mensch eine durchschnittliche Lebensdauer von 38 Jahren, dagegen nach „Zillmers" und „Brunes" Tafel nur von 36⅓ Jahren, nach der „neuesten preußischen Volkstafel" von 34⅓ Jahren und endlich nach „Quetelets" belgischer Tafel gar nur von 33⅓ Jahren. Der Unterschied wird bei den Tafeln naturgemäß mit fortschreitendem Lebensalter immer geringer. Am geringsten ist er im Alter von 75 Jahren; hier sind alle Forscher einig darin, daß die Lebensdauer noch durchschnittlich 6 Jahre beträgt. In noch höherem Alter wird das vorhandene Material zu klein, um sichere Resultate zu ergeben. Daher differiren hier die Forscher wieder in höherem Grade, so daß nach dem Einen ein Mensch von 90 Jahren noch eine durchschnittliche Lebensdauer von über 3 Jahren, nach dem Anderen nur von 1⅓ Jahren hat.

Noch größere Schwankungen zeigen sich, wenn man berechnen will, auf wie viel Lebende ein Todesfall kommt.

Es kommt durchschnittlich ein Todesfall im Alter von:

	nach den 17 englischen Gesellschaften	nach Quetelet
25—29 Jahren	auf 124,8 Lebende	auf 77,5 Lebende
30—34 „	„ 114,3 „	„ 67,0 „
35—39 „	„ 103,1 „	„ 62,0 „
40—44 „	„ 91,2 „	„ 56,9 „
45—49 „	„ 73,7 „	„ 53,3 „
50—54 „	„ 55,5 „	„ 52,5 „
55—59 „	„ 40,4 „	„ 41,8 „
60—64 „	„ 28,3 „	„ 21,2 „
65—69 „	„ 19,5 „	„ 15,5 „
70—74 „	„ 12,2 „	„ 11,2 „
75—79 „	„ 9,1 „	„ 8,7 „
80—84 „	„ 8,4 „	„ 6,7 „
85—89 „	„ 4,2 „	„ 4,1 „

Wie man sieht, sind die Unterschiede, zumal in den Altersklassen bis zu 50 Jahren, recht beträchtliche. Man sollte es kaum für möglich halten, daß die angegebenen Resultate auf einwandsfreien Rechnungen beruhen.

Wenn nun schon bei den Berechnungen der Lebensdauer der allgemeinen Bevölkerung derartige Unterschiede vorkommen, so ist es verständlich, daß es schwierig ist, für einzelne Stände und Berufsklassen Tabellen über die Lebensdauer aufzustellen, da ein allgemeiner Maßstab eben nicht oder nur in unzureichendem Maße vorhanden ist.

In der That besitzen wir auch nur sehr unvollständige Angaben über die Lebensdauer einzelner Stände und Berufsklassen. Man weiß im Allgemeinen, daß die Geistlichen eine sehr lange Lebensdauer, die Aerzte eine sehr kurze haben. Nach Casper wird ein Theologe durchschnittlich 65,1 Jahre, ein Arzt 56,8 Jahre alt; nach Neufville erreicht ein Theologe ein durchschnittliches Lebensalter von 65,9 Jahren, ein Arzt nur von 52,2 Jahren. Ein noch geringeres Durchschnittsalter als die Aerzte haben Bäcker, Bierbrauer, Zimmerleute, Maurer, Anstreicher und Maler, Schuhmacher, Buchdrucker, Schreiner, Schlosser und Schmiede, Schneider, Steinmetze und Bildhauer, Schriftsetzer und Zinngießer und endlich die Lithographen und Kupferstecher, die nur ein durchschnittliches Lebensalter von 40,8 Jahren nach Neufville erreichen.

Jedoch bedürfen, wie schon erwähnt, alle diese Angaben einer sorgfältigen Nachuntersuchung.

Ich habe nun versucht, diese Arbeit für den Stand der Aerzte zu unternehmen, und es haben sich folgende Resultate ergeben:

Auf 100 Aerzte sterben durchschnittlich jährlich 2,24 Aerzte, oder ein Arzt stirbt durchschnittlich auf 44,4 Aerzte. Vergleichen wir diese Angabe mit den Ergebnissen der Bevölkerungsstatistik, wonach

	in sämmtlichen Städten	auf dem Lande
in England (1864—1874)	2,47	1,95
im preußischen Staate (1875—1879)	2,74	2,47

im Jahresdurchschnitt starben, so ergiebt sich vollkommene Uebereinstimmung mit den Ergebnissen der Bevölkerungsstatistik in England, während in Preußen die Sterblichkeit eine größere ist. Allein es ist zu bedenken, daß bei der Berechnung der Bevölkerungsstatistik die Zahl der Todesfälle von der Geburt an angegeben ist, während die Berechnung für den ärztlichen Stand selbstverständlich erst mit dem Eintritt in denselben (dem 25. Lebensjahr) beginnen kann. Da nun bekanntlich die Sterblichkeit der Kinderjahre im Vergleich zu der derspäteren Altersklassen eine unverhältniß mäßig hohe ist, so erhellt, daß die Sterblichkeit der Aerzte durchschnittlich eine größere ist, als die der allgemeinen Bevölkerung. Einen ungefähren Anhalt, um wie viel die Sterblichkeit der Aerzte größer ist, geben Berechnungen aus den Tabellen der Lebensversicherungsgesellschaften, die bekanntlich eine ebenfalls höhere Sterblichkeit haben, als die allgemeine Bevölkerung. Im Jahre 1887 starben von 70,037 bei der Gothaer Lebensversicherungsgesellschaft versicherten Personen 1397 gleich 1,94 Prozent und im Jahre 1888 von 72,118 Versicherten 1458 gleich 2,02 Prozent. Also selbst die Versicherten, worunter sich auch die schlechten Risiken der Frauen befinden, haben eine geringere Mortalität als die Aerzte. Die versicherten Aerzte haben naturgemäß eine noch höhere Sterblichkeit. So starben im Jahre 1887 von 2943 in der Gothaer Lebensversicherung versicherten Aerzten 75 gleich 2,55 Prozent und im Jahre 1888 von 2843 versicherten Aerzten 70 gleich 2,49 Prozent.

Was nun die Vertheilung der Todesfälle auf die einzelnen Altersstufen anbetrifft, so ergiebt sich, daß im Alter von 25 bis 35 Jahren 12 Prozent, von 35 bis 45 Jahren 13 Prozent, von 45 bis 55 Jahren 16 Prozent, von 55 bis 65 Jahren 21 Prozent, von 65 bis 75 Jahren 24 Prozent, von 75 bis 85 Jahren 12 Prozent, über 85 Jahre 2 Prozent aller Todesfälle vorkommen.

Die Zahl der Todesfälle steigt also bis zum 75. Jahre und sinkt dann schnell herunter.

Die Hälfte aller Sterbefälle tritt vor dem 59. Lebensjahre ein, ¾ aller Sterbefälle vor dem 70. Jahre. Die in Lebensversicherungen befindlichen Aerzte erreichen nur ein Durchschnittsalter von 50 Jahren.

Die Absterbeordnung zeigt folgendes, auf den ersten Blick merkwürdiges Verhalten:

Von je 10,000 Lebenden im Alter von 25 Jahren erreichen das nebenbezeichnete Alter:

Alter	nach mir	nach der neuesten preuß. Volkstafel
30	9799	9547
40	8810	8568
50	7528	7120
60	5492	5328
70	2758	3002
80	767	947
90	27	100

Es fällt auf, daß meine Tabelle bis gegen das 50. Lebensjahr hin günstigere Mortalitätsverhältnisse zeigt, als die Volkstafel. Erst von diesem Zeitpunkte schließt sich meine Tabelle an die Volkstafel und zeigt für die höheren Lebensalter sogar eine schnellere Absterbeordnung als die Volkstafel. Es rührt dieses Verhalten daher, daß lebensunfähige, besonders schwindsüchtige Studirende der Medizin nur bis zum Staats-Examen, in der Regel nicht über dasselbe hinaus gelangen, so daß die lebensunfähigen Elemente von dem Beginn der ärztlichen Laufbahn ausgeschlossen sind. Offenbar kann sich jedoch dieser günstige Einfluß gegenüber dem lebenverkürzenden Beruf nicht allzu lange bemerkbar machen, etwa nur bis zum 50. Lebensjahre. In der That gehört auch die Lungenschwindsucht zu den wenigen Krankheiten, welche die Aerzte verhältnißmäßig mehr verschonen als die gesammte übrige Bevölkerung.

Die Berechnung der mittleren Lebensdauer der Aerzte hat mir folgendes Resultat ergeben: Vom 25.—32. Lebensjahre hält sie sich innerhalb der allgemeinen mittleren Lebensdauer. Dann aber machen sich schon die lebenverkürzenden Einflüsse des ärztlichen Berufes bemerkbar. Denn vom 32. Jahre ab bleibt die mittlere Lebensdauer der Aerzte hinter der der allgemeinen Bevölkerung zurück. Es stellt sich dabei heraus, daß die mittlere Lebensdauer eines 35jährigen Arztes um ½ Jahr, die eines 45jährigen Arztes um 1½ Jahr kleiner ist als die der allgemeinen Bevölkerung.

Spüren wir nun den Krankheiten nach, welche hauptsächlich das Leben der Aerzte bedrohen, so müssen wir vor allen Dingen die Gehirn- und Geisteskrankheiten, ferner chronische Herzkrankheiten und Krebsgeschwülste anführen. Zu den Krankheiten, welche die Aerzte mehr verschonen als die gesammte übrige Bevölkerung, gehört vor Allem, wie erwähnt, die Lungenschwindsucht, merkwürdigerweise auch die Infektionskrankheiten und selbstverständlich auch die Altersschwäche, falls man diese eine Krankheit nennen will.

„Solus cum Sola!"

Original-Novelle

von [Nachdruck verboten.]

C. Schultes.

[Alle Rechte vorbehalten.]

[5. Fortsetzung.]

Der Vorhang theilte sich bei dem neuen Beginnen des Männerchors, dessen Vortragende jedoch unsichtbar blieben, während Bills trunkenen Blicken sich die Geliebte zeigte, die auf einem goldenen Throne, der von Wolken umgeben schien, als Himmelskönigin saß und mit weitgeöffneten Armen ihm huldselig zulächelte.

Das war zu viel für Bills aufgeregte Phantasie, und aller Mahnung des Magius vergessend, stürzte er mit dem Jubelrufe: „My dear Katie!" auf die Geliebte zu.

Doch kaum hatte er den Raum beschritten, den der Vorhang von dem anderen Theile der Höhle trennte, so erdröhnte ein furchtbarer Donnerschlag, alles Licht verschwand, und Bill stürzte wie vom Blitz getroffen zur Erde.

Mit einem Weheschrei eilte Käthchen von dem Throne herab und wollte sich über den Geliebten werfen, den sie verletzt, wenn nicht gar getödtet wähnte, da umfingen sie die Arme des Pater Magius, und er flüsterte ihr zu:

„Sei ruhig, mein Kind! Ihm ist nichts geschehen, und Du sollst ihn morgen in aller jugendlichen Schöne und Kraft vor Dir sehen! Weil Du aber so brav meinen Lehren und Weisungen bisher gefolgt bist, so wird der höchste Wunsch Deines Lebens und Liebens morgen nach dem Spiele in Erfüllung gehen!"

Dann in den finstern Raum sprechend, fuhr er laut fort:

„Eusebius und Gabriel, in einer Stunde muß meine Schutzbefohlene sicher und unerkannt in dem Hause ihrer Base, der Rathsherrnwittwe Nägelein, angelangt sein. An der Thüre dieses Hauses sowohl, wie an der Thüre des Rektors, woselbst der Vater unseres Schützlings eingekehrt ist, will ich das Zeichen finden, daß in tiefster Heimlichkeit Alles genau vollführt ist, wie ich es befahl! Ad majorem Dei gloriam!"

„Wohl, Bruder!" schallte es zweifach zurück, und während ein Licht aufflammte, verließen zwei vermummte Gestalten, welche dem weinenden Käthchen einen dunklen Mantel überwarfen, mit derselben die Höhle.

Eine Gruppe von drei Männern blieb bei dem noch immer regungslos am Boden liegenden Bill außer Magius zurück, der neben dem Gestürzten kniete und ihn mit kräftig duftenden Essenzen wieder ins Leben zurückzuführen suchte.

Nach geraumer Zeit wurden die fortgesetzten Bemühungen des Magius um Bill von Erfolg gekrönt, und als sich derselbe halb aus seiner liegenden Stellung aufrichtete und mit dem Seufzer „Kätie" sein Haupt an die Brust des Astrologen lehnte, traten die drei übrigen Personen, von denen eine in prunkendem Ritterkleide war, während die beiden anderen in einfach schwarzer Bürgerkleidung sich zeigten, von der Gruppe etwas zurück.

„Mein Sohn," begann Magius, als Bill mit seiner Hilfe sich aufgerichtet hatte, „Du bist noch zu jung, als daß ich dem Ausbruche Deiner Gefühle, der trotz meiner Warnung stattfand, eine weitere Bedeutung beilegen will. Der Ungehorsam hat sich von selbst bestraft, und Du bist durch Dein voreilig Eingreifen um den himmlisch schönen Genuß gekommen, der Dir noch bevorstand. Du wirst Dir in Zukunft eine scharfe Lehre aus dem Vorkommnisse nehmen! Du siehst, unsere Gewalt ist groß und weiß Jeden, der gegen unsere Befehle handelt, sofort zu treffen!"

Als müßte er seine Gedanken noch immer sammeln, sah Bill dem Magius starr in die Augen, und endlich entrang sich die Frage seinem Munde: „Wozu das Alles, und warum bin ich hier?"

„Einerseits geschah es," entgegnete Magius, der mit dem ritterlich Gekleideten einen verständigenden Blick auswechselte, „um Dir unsere Macht zu zeigen, die auch in diesem erzlutherischen Lande über die Geister in tiefster Heimlichkeit zu herrschen weiß, und dann sollst Du durch den Mund eines der vertrautesten Diener unseres Herrn und Kaisers, der mit einer Sendung an den Hof des Herzogs Ludwig kam, hier vernehmen, wie der hohe Herrscher, dem ich über Deine außergewöhnlichen Gaben einen Bericht erstatten durfte, für Deine fernere geistige Ausbildung Sorge zu tragen gedenkt!"

Der ritterlich Gekleidete trat vor, entfaltete eine Pergamentrolle, an der eine große Siegelkapsel hing, und las von derselben in lateinischer Sprache Folgendes:

„Im Namen und höchsten Auftrage Unseres Kaisers und Herrn Rudolphus II. von Habsburg, ernennen Wir Maximilian Erzherzog von Oesterreich, so wie Statthalter und Verwalter des Landes und Hochstiftes von Fulda, den (Bruder) Unseres vielgetreuen Lorenzo Magius, bisher Hofastrologe Seiner Liebden des Herzogs Ludwig von Würtemberg, Jakobus Magius zum Abte und Rektor des vorher genannten Hochstiftes. — Jakobus Magius hat sich bisher des Kaiserlichen Vertrauens nicht allein, sondern auch des seines heiligen Ordens in solch hohem Grade würdig gemacht, daß ihm auch in dieser neuen bevorzugten Stellung die Kaiserliche Gnade vollauf zur Seite bleibt. — Es wird dem Jakobus Magius, nunmehr Abt und Rektor des Collegium von Fulda, volle Freiheit des Handelns gewährleistet, insofern dasselbe nicht der Kaiserlichen Macht und den Institutionen seines heiligen Ordens zuwiderläuft.

Gegeben in Unserer Burg zu Prag und mit dem großen Kaiserlichen Insiegel versehen am 1. des Maimondes 1587. Maximilian, Erzherzog von Oesterreich, Statthalter des Fuldaischen Landes und Verwalter des Hochstiftes daselbst."

Magius empfing die Urkunde, küßte dieselbe ehrfurchtsvoll und legte sie dann wieder in die Hand des Gebers mit den Worten zurück: „Zu mehrerer Sicherheit will ich gebeten haben, daß mir dieser Kaiserliche Gnadenbrief erst übergeben wird, wenn die Zeit gekommen ist, wo ich das Amt antreten kann."

„Mir ist von einem Aufschube des Antrittes nichts bekannt," entgegnete der Ritter, „denn der Auftrag meines allergnädigsten Herrn, des Erzherzogs Maximilian lautete nur: Du Burggraf Wenzel von Riesenburg wirst, sobald Du die Sendung unseres Herrn und Kaisers an den Herzog Ludwig von Würtemberg überbracht, diese Urkunde Unserem Diener Jakobus Magius in tiefster Heimlichkeit vor den Zeugen, welche sich Dir zu diesem Behufe in Stuttgart vorstellen und anschließen werden, so bald als möglich übergeben. — Ihr habt mich gebeten, hierher nach Tübingen zu kommen, ließet mich an diesen abgelegenen Ort führen, wo ich dem absonderlichen Vorfalle, der vorher sich abspielte, beiwohnen mußte, und habe mich nun meines Auftrages nach Eurem Wunsche entledigt.

Verhehlen will ich Euch jedoch nicht, daß ich es nicht gethan hätte, wenn einer der beiden bestimmten Zeugen Einsprache dagegen erhoben hätte, weil dieser junge Mann hier, dessen wir nicht sicher sind, ein weiterer Zeuge der Heimlichkeit wurde, wiewohl ich vermuthe, daß es in Eurem Plane lag."

„Wohl, Herr Burggraf," entgegnete Magius, „und ich bin Euch und den höchst ehrenwerthen Herren, die Euch begleitet haben, den Aufschluß über mein Beginnen schuldig! Dieser junge Mann hier, ein Engländer von Geburt, mit Namen Wilhelm Speermann, dessen

Lehrerbildung und Schulreform.

Von [Nachdruck verboten.]

J. Tews.

Der Lehrer macht die Schule wie der Soldat das Heer. Alle Anstrengungen, in der Schulreform einen Schritt weiter zu kommen, sind ohne bemerkenswerthen Erfolg, wenn die Ausbildung des Lehrerstandes nicht den Reformforderungen gemäß sich gestaltet. Der Lehrer lehrt im Allgemeinen, was er selber in den Jugendjahren gelernt hat, und entwickelt sein pädagogisches Wissen und Können in derselben Richtung, die man ihm in der Zeit des lebhaften geistigen Wachsthums gegeben hat. Auch wenn der reifere Mann das endliche Bemühen zeigt, in neue Bahnen einzulenken, er giebt damit einen Theil seiner Persönlichkeit, ein erhebliches Quantum sorgsam großgezogener Kraft auf und beginnt als Jünger und Schüler zu arbeiten, während er auf dem alten Felde ein Meister war. Wer im Stockphilologenthum aufgewachsen ist, wird sich nur mit großer innerer Ueberwindung zu einer vollen Würdigung und praktischen Ausnutzung moderner Wissensstoffe hindurchkämpfen. Ein Lehrer, der immer nur das Gehirn seiner Schüler als das Objekt seiner Pflege zu betrachten angeleitet wurde, wird es nicht leicht dahin bringen, das Kind als Ganzes, mit allen seinen körperlichen und geistigen Eigenschaften, in seine erzieherische Obhut zu nehmen.

Alle verkehrten Schuleinrichtungen haben im letzten Grunde nur eine Ursache: daß die Lehrenden zwar ihre Lehrziele kennen und die Stoffe beherrschen, welche sie lehren wollen, aber nicht das Kind und seine Eigenheiten. „Man kennt die Kindheit nicht!“ rief schon vor länger als 100 Jahren der große Genfer J. J. Rousseau. Man beachtet selten genug in vollem Umfange, welche Anforderungen der kindliche Organismus stellt, und wie er zu pflegen und zu bilden ist, um körperlich stark und gewandt zu werden und geistig sich der reichen Welt der menschlichen Kultur in voller Empfänglichkeit zuzuwenden. Der „Lehrer“ vergißt nur zu oft, daß das Kind nicht nur Hirn und Hand besitzt, sondern auch Herz und Gemüth und einen Körper, der nach Beschäftigung und Kräftigung verlangt. Das Kind ist kein todtes Material, das sich der bildenden Meisterhand willig fügt, sondern folgt den in ihm wirkenden Gesetzen und Kräften und gedeiht nur dann, wenn der Pfleger diese kennt und achtet.

Das wußten die älteren Pädagogen auch, und mancher von ihnen hat mit glücklichem Griffe die menschliche Eigenart zu fassen und zu entwickeln gewußt. Aber ihr Wissen vom Menschen war glückliche Intuition, auf dem Wege der Spekulation erworben. Erst in unseren Tagen ist der innige Zusammenhang des geistigen und körperlichen Lebens erkannt und damit der psychologischen Forschung der empirische Weg durch Anatomie und Physiologie hindurch vorgezeichnet worden, dem Erzieher aber, auch bei Verfolgung rein geistiger Ziele die peinlichste Rücksichtnahme auf den Körper des Kindes zur Pflicht gemacht worden.

Die Psychologie steht seit lange auf dem Lehrplan sowohl der Seminarien für Volksschullehrer als der Universitäten. Aber die heutige Wissenschaft will jene Psychologie mit ihrem ätherischen Wesen im Mittelpunkte und den willkürlich konstruirten Begriffen von den Vorgängen des Geistes-lebens und der mehr oder weniger wahrscheinlichen Deutung der alltäglichen psychologischen Erscheinungen nicht mehr respektiren und dringt auf Forschung und Beobachtung mit Zuhülfenahme aller Waffen der physiologischen Wissenschaft. Eine luftige Spekulation nach der andern verschwindet, und statt der sicherften Hypothesen tritt dem Jünger ein großes Ignorabimus entgegen. So lange aber eine Wissenschaft nicht vorhanden, kann sie nicht gelehrt werden. Indessen, nur der Suchende findet, und wenn man das Wissen vom geistigen Leben erst als ein nothwendiges Mittel der Erziehung betrachtet, werden nimmer müde Forscher es auch aufzufinden wissen.

Die Nothwendigkeit einer zweckmäßigeren Ausbildung der Lehrer durch Einführung eines genügenden anthropo-biologischen Unterrichts in den Studiengang der Lehramtskandidaten, wie sich ein hervorragender Vertreter der Sache, Professor Dr. Wilh. Löwenthal in Paris, ausdrückt, ist in den weitesten Kreisen anerkannt. Neuerdings ist auch der Weg zur Ausführung beschritten worden, und zwar von einem in seinem Schulwesen oft als Muster hingestellten kleineren Gemeinwesen, dem Kanton Bern.*) Die Berner Regierung hat auf Antrag der Erziehungsdirektion ein neues „Reglement für die Patentprüfungen von Sekundarlehrern des Kantons Bern“ erlassen und gleichzeitig den von der Erziehungsdirektion hierzu beschlossenen neuen „Studienplan für die Studirenden des Lehramts an der Hochschule Bern“ genehmigt. In dem ursprünglichen „Studienplan“ war der Pädagogik ein je dreistündiges Kolleg während der ganzen vier Studiensemester in folgenden vier Abschnitten zugewiesen: 1) Geschichte der Pädagogik bis zum Mittelalter, 2) Philosophische Pädagogik. 3) Geschichte der Pädagogik vom Mittelalter bis zur Neuzeit. 4) Zucht und Disziplin in der Schule. Der neue „Studienplan“ verzeichnet für das erste Semester: „Geschichte der Pädagogik von der Reformation bis zur Gegenwart“, für das zweite: „Lehre von der Zucht und vom Unterricht, Vernische Schulgesetzgebung“, für das dritte: „Allgemeine Anatomie und Physiologie des Menschen“, für das vierte: „Allgemeine Gesundheitslehre und Schul- und Unterrichtshygiene.“ Die „Prüfungsordnung“ erklärt die gleichen Gegenstände, außerdem noch Turnen, zu obligatorischen Fächern für alle Bewerber, sowohl für die der neusprachlichen, als für die der mathematisch-naturwissenschaftlichen Richtung.

Eine solche Einrichtung steht bisher einzig da. Obgleich überall die Wichtigkeit einer so oder doch ähnlich angelegten Lehrerbildung betont und gefordert wird, hat man sich zu so weitgehenden praktischen Maßnahmen doch bisher nirgends entschlossen, und doch ist alle Schulreform ohne Umgestaltung der Lehrerbildung ein nutzloses Beginnen. Professor Dr. Löwenthal, dem wir hier folgen, sagt mit Recht, daß die schulhygienische Forderung: „In der Schule soll die geistig und körperlich normale Entwickelung der Jugend bewußt (d. h. nicht empirisch, noch viel weniger verbalistisch, sondern biologisch wissend) bewahrt werden,“ einzig und allein mit Hilfe von Lehrern erfüllt werden kann, welche selbst biologisch denken und entwickelungs-wissenschaftlich beobachten gelernt haben, deren eigener Entwickelungsgang also unter Beachtung der gleichen Grundsätze stattgefunden hat, und erwartet deswegen von dieser Aenderung in der Lehrerbildung eines kleinen Staates die einschneidendsten schulreformatorischen Folgen. Wie der Lehrer, so die Schule; wo sorgsame physiologische Studien den Lehrer befähigt haben, das Kind in seinem leiblichen und geistigen Sein zu verstehen, wird mancher alte Zopf, der dem heutigen Schulwesen anhängt, ganz von selber fallen. An der Berner Universität bestehen auch in der medizinischen Fakultät zwei Ordinariate, die in dieser Richtung von Bedeutung sind, das eine für Staatsarzneikunde und Gesundheitspflege, das andere für Hygiene im Besonderen; außerdem ist kürzlich eine außerordentliche Professur für Schulhygiene errichtet worden.

Auch außerhalb Berns beginnt man der Schulhygiene und der weitergehenden Unterrichtshygiene einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. In Preußen sind dergestalt hygienische Kurse für Schulkreise und Seminarlehrer eingerichtet worden, deren Werth allerdings im Hinblick auf die fehlende Verbindung der Kursften Niemand überschätzen wird, die aber vielleicht der Anfang zu weitergreifenden Maßnahmen sind. In Zürich wird seit Jahren schon ein Kolleg über „Anatomie und Physiologie“ für Lehramtskandidaten gelesen; aber nicht von einem Mediziner und ohne Anwendung dieser Vorkenntnisse auf allgemeine Gesundheitslehre oder spezielle Schulhygiene.

Die in Bern geschaffene Einrichtung bezieht sich zunächst nur auf die Sekundarlehrer, also auf die Lehrer an den Sekundarschulen (Mittelschulen) und Progymnasien. Die Primar- oder Volksschullehrer erhielten auf dem Lehrerseminar Unterricht in Anthropologie und Gesundheitslehre, außerdem praktische Belehrungen über Hygiene. Dieser Unterricht soll in Zukunft erweitert werden.

Auf die Ausbildung der Volksschullehrer ist jedenfalls in dieser Beziehung das Hauptgewicht zu legen. Nicht nur, daß sich in ihren Händen fast die ganze Jugend bis zum 14. Lebensjahre befindet — in Preußen besuchen 94 Prozent aller schulpflichtigen Kinder die Volksschule, und auch die jüngeren Jahrgänge der höheren Lehranstalten werden fast ausnahmslos von Volksschullehrern unterrichtet —, sondern weil im zarteren Alter alle unterrichtshygienischen Mißgriffe doppelt verhängnißvoll werden können.*)

Leider liegt die Leitung der Lehrerbildungsanstalten heute noch fast ausschließlich in den Händen von Theologen, denen schon die praktische und theoretische Pädagogik und noch mehr ihre physiologische und psychologische Grundlage fremde Gebiete sind, die, nach Löwenthal, oft lediglich formalistische und verbalistische Pädagogik und Psychologie studiren. Die Ueberzeugung, daß Kanzel und Kanzel nicht beliebig vertauscht werden können, sondern daß den ersteren Platz nur Jemand ausfüllen kann, der durch eruftes Studium sich nicht nur die zu lehrenden Wissenschaften angeeignet hat, sondern auch das Kind nach seiner körperlichen und geistigen Entwicklung kennt, wird immer mächtiger, und mögen auch die schul- und bildungsfeindlichen Parteien die alten Zustände zu halten suchen, es steigt trotzdem auch am Erziehungshimmel ein neues Morgenroth auf. Leuchtet es vorab auch nur erst auf den Bergen, die gesegneten Thäler werden den sonnigen Glanz einer neuen Zeit dereinst um so voller genießen.

*) Der erste Schritt auf einem neuen Wege zur hygienischen Schulreform. Von Prof. Dr. med. Wilhelm Löwenthal in Paris. Hamburg, Leopold Voß.

*) Die deutschen Volksschullehrer haben die Nothwendigkeit einer tüchtigen hygienischen Vorbildung seit lange anerkannt. Auf dem fünften deutschen Lehrertage in Görlitz wurde z. B. unter Anderem gefordert, daß die Gesundheitslehre in den Seminarien den Charakter des Gelegenheitsunterrichts verlieren, vielmehr als obligatorischer Theil des naturwissenschaftlichen Unterrichts und somit als Prüfungsgegenstand bei den Lehrer- und Rektorenprüfungen auftreten müsse.

Volksetymologien.

Von [Nachdruck verboten.]

Lothar Schmidt.

Wer neben seiner Muttersprache noch eine oder mehrere andere Sprachen kennt, dem drängt sich leicht wie von selbst die Versuchung auf, begriffsverwandte ähnlich klingende Wörter desselben oder verschiedener Idiome in ein gewisses Abhängigkeitsverhältniß zu einander zu bringen. Der Etymologe, der auf Grund streng wissenschaftlicher Prinzipien den Ursprünge und Zusammenhange von Wörtern und Sprachen nachforscht, lächelt dann wohl über solchen Dilettantismus; und dies mit Recht, denn er weiß genau, wie wertlos derselbe ist. Im Grunde genommen aber beruht diese von ihm bespöttelte Neigung des Laien auf einem in der Volksseele vorhandenen Drange, der mit zu denjenigen Psychologischen Faktoren gehört, welche bewirken, daß sich der Geist der Sprache im Laufe der Zeiten verändert. — Es ist nämlich eine äußerst interessante Erscheinung, daß sich das Volk dagegen sträubt, Worte zu gebrauchen und zu vernehmen, die ihm nur leerer Schall sind, wie das Kind ein Unbehagen, eine Unlust empfindet, wenn die es umgebenden Erwachsenen in ihrer Weise mit einander reden. Es versteht vieles von dem Gesprochenen nicht, da dasselbe andere geistige Sphären bereitet, die dem Kinde noch unbekannt sind, Begriffe enthält, die ihm unverständlich oder noch nicht geläufig sind. Mit Unrecht wird dann häufig genug die Neugier der kleinen Fragenden getadelt. Verweigert man ihm nun die geforderte Auskunft, so verfährt das Kind ganz selbstständig, selbstbildnerisch und selbstschöpferisch. Ich erinnere mich, daß einmal mehrere Herren und Damen in Gegenwart eines etwa fünfjährigen Buben von einem berühmten Berliner Arzte, einem Universitätsprofessor sich unterhielten. — „Oh ja, das ist ein sehr gewiegter Arzt,“ erklang es aus dem Munde einer der anwesenden Damen. Der Kleine horchte mit groß geöffneten Augen auf. — „Nun Kurt, was schaust Du denn so verwundert drein?“ fragte man ihn. „Weißt Du denn überhaupt, was ein gewiegter Arzt ist?“ — „Natürlich!“ antwortete unbefangen der kleine Kerl, „das ist ein Doktor, der ist noch ganz jung; und da liegt er im Bettchen, und seine Mama wiegt ihn.“

Mit derselben Phantasie, ganz so naiv und unschuldig bildet das Volk seine Etymologien, erklärt es sich das ihm Unverständliche im Wort. Allerdings ist trotz aller Wesensgleichheit ein Unterschied von dem angeführten Beispiele insofern vorhanden, als ihm ein Wort nie in dem Sinne leerer Schall sein kann, wie es beim Kinde oft der Fall zu sein pflegt; denn, wenn ihm auch des Wortes Form eine unverständliche ist, seinen Inhalt kennt es ganz genau; es verknüpft also mit den gehörten oder gedachten Lauten etwas bereits einmal in der Vorstellung Gewesenes. Damit aber begnügt sich das Sprachbewußtsein nicht, das Wort soll ihm mehr sein als ein nüchternes, mathematisches Zeichen, durch das ein bestimmter Werth ausgedrückt wird, die Wortform ist ihm selbstständiger Betrachtung würdig und wird daher nicht nur in Verbindung mit ihrem Inhalte gedacht, sondern sie selbst an und für sich wird als ein inhaltsreiches Wesen aufgefaßt, deutlich und plastisch ein Bild vergegenwärtigend, welches dann allerdings wiederum dazu dient, den durch das Wort bezeichneten Gegenstand zu erklären. Um ein Beispiel anzuführen: In unserem älteren Deutsch bedeutete sinvloot eine große und lange andauernde Fluth. Mit der Zeit aber ging die Bedeutung der Partikel sin verloren. Man wußte nicht mehr recht, was mit dem Worte anzufangen sei, und das Volk, wie immer mit ursprünglicher und phantastischer Poesie begabt, nahm eine Umbildung vor, groß, schön und bedeutsam. Es verquickte mit dem Inhalte einen biblischen Mythos, der eine ganze Reihe von Bildern und Begebenheiten in seiner Seele wachzurufen vermochte, es machte aus der Sintfluth eine Sündfluth, aus dem einfachen Ueberschwemmungsvorgange ein gewaltiges Naturereigniß, das der Schöpfer als göttliche Strafe über die sündige Menschheit verhängt hatte. — Der Fall, daß ein Ausdruck seinem Wesen nach unverständlich werden konnte und somit zur Umdeutung aufforderte, pflegte auch einzutreten, wenn der vorhandene Lehnschatz durch fremde Eindringlinge bereichert wurde, was bei friedlicher oder kriegerischer Berührung der Nationen geschah. So haben die Griechen das hebräische Jerusschalajim (Jerusalem) in Hierosolyma gewandelt, dessen erste drei Silben in ihrer Sprache das Wort „heilig“ bedeuten. Sanhedrin, die oberste Behörde der

---

ungewöhnliche Geistesgaben meinen Antheil so erregten, daß ich meine höchste Behörde in Wien auf denselben aufmerksam machte, und von dort den Dispens erhielt, meinen Umgang auf ihn ausdehnen zu dürfen, obschon er ein Anhänger der lutherischen Irrlehre ist, soll uns, das heißt dem heiligen Orden gewonnen werden. — Ich bin nun über seine Vergangenheit genau unterrichtet, und da er mit derselben gebrochen hat und in deutschen Landen bleiben will, so soll er des höchsten Wissens theilhaftig werden, das er nur in unserem heiligen Orden erlangen kann. Er wird mich als treuer Scholar nach Fulda begleiten, wenn meine Oberen gestatten, dahin zu gehen, denn der kaiserliche Gnadenbrief ist für mich nicht vorhanden, bis ich nicht von Wien aus die Erlaubniß erhalte, denselben annehmen zu dürfen!“

„Aber der Kaiser hat ausdrücklich in der Urkunde betont, daß er im Einverständniß mit dem Pater Provinzial in Wien ist!“ sagte der Burggraf in hartem Tone.

„Gleichviel, Herr Wenzel von Riesenburg! Ich weiß, was ich nach den Satzungen unseres heiligen Ordens zu thun habe!“ entgegnete in ruhiger Milde Magius.

„Dann stimmt wohl auch dieses Gaukelspiel mit dem Heiligsten, das Ihr hier getrieben, damit überein?“ platzte der Burggraf heraus.

„Nutzig, Bruder Jakobus!“ sagte da der eine der beiden Zeugen, trat vor und nahm den großen Bart ab, der bisher sein Antlitz fast ganz beschattet hatte.

Magius fank in die Kniee, als sei er ebenfalls von einem elektrischen Schlage getroffen wie vorher Bill, und dieser trat betroffen einen Schritt zurück; denn das Antlitz des Sprechers glich einem Todtenkopfe, den man mit Pergament überzogen hatte, und dessen tief in den Höhlen liegende Augen wie erloschen aussahen. Aber auch der Burggraf trat betroffen zurück, nahm das Barett ab und murmelte: „Ah, Vergebung, Euer Eminenz!“

„Ich lese in der Seele unseres Bruders und Sohnes Jakobus, was er mit der Enthüllung des Mysteriums hier bezwecken wollte, da ich die Vorgeschichte des jungen Mannes bis in die kleinsten Einzelheiten kenne und seine hohen Geistesgaben bewundere,“ entgegnete der Sprecher dem Burggrafen, dann reichte er Magius die abgezehrte Rechte, welche dieser inbrünstig küßte und, indem er sich auf ein Zeichen erhob, dabei sagte: „Ad majorem Dei gloriam!“

„Wir werden morgen, das heißt, es ist so spät in der Nacht, daß ich sagen kann, noch heute, Dein Geisteswerk,“ wendete er sich an Bill, „das so grundverschieden von allem Dagewesenen sein soll, mit anhören und ansehen, und nach Befund soll Dir durch unseren heiligen Orden auf dem Hochstifte zu Fulda die Schulung zu Theil werden, welche Dir noch fehlt! Trotzdem unser heiliger Orden den Eintritt eines vorher in der Irrlehre Befangenen eigentlich ausschließt, so werde ich doch, wenn sich Dein Streben, mein Sohn, auf gleicher Höhe wie bisher hält, bei meinen Oberen eine Ausnahme zu Deinen Gunsten bewirken, da es wohl möglich ist, daß Du — ad majorem Dei gloriam — eine leuchtende Zierde desselben werden kannst! Du hast schon einen geheimnißvollen Bund mit der frommen Bauhütte zu Straßburg geschlossen, der Viele von Uns auf höheren Befehl angehören, und weißt: Schweigen führt allein zum Licht! Wir brauchen Dir deshalb über die Vorkommnisse in dieser Nacht keinen Eid des Schweigens anzuerlegen. Gieb nur das Gelöbniß in meine Hand ab, daß Du dem süßen Geheimnisse des vorhin vernommenen Solus eum Sola mit aller Deiner Geisteskraft näher rücken willst, in dem Sinne, wie Bruder Jakobus es Dir deuten wird! Folge ihm in allen Stücken, und Dein Glück wird groß sein, so wie Dein Name dereinst über die Welt hin erklingen und Dein Geist die Geister bezwingen soll! Bezerzige aber auch, daß von nun an all Dein Thun und Lassen, ja selbst Deine Gedanken von einer unsichtbaren Macht bewacht sein werden! Reiche mir Deine Rechte, mein Sohn, und sprich mir statt eines Schwures die Worte nach: „In aeternam: Solus eum Sola!“

Ein eisiger Schauer durchzuckte Bill, als er seine Hand von den Knochenfingern des Sprechers unsanft fühlte, und leise zitterten von seinen Lippen die verlangten Worte.

In ihm bäumte sich aber der freie Geist gegen solche entwürdigende Knechtung derselben auf, und der Lehre des Magius von der reservatio mentalis gedenkend, jubilirte es wie Lerchentriller in ihm: „Allein mit der Alleinigen — mit Kätie!“

Als unter Führung des Magius die Anwesenden bis nun wieder im tiefsten Dunkel liegende Höhle verließen, und die freie Gotteslust des anbrechenden Morgens die Lungen der rasch abwärts steigenden Wanderer mit ihrem Segen füllte, da hatten die schlauen Jesuiten mit ihrem Plane gar nichts erreicht, als daß Bill in seinem Wissensdurste die gebotene Hilfe zur Stillung desselben wohl annahm, aber sich selbst feierlich gelobte, daß er die Feinde seines Glaubens mit dem eigensten Grundsatze derselben: Der Zweck heiligt die Mittel! dereinst von sich abschütteln wolle. — Noch eine Person schien sich aber zum Abfalle von dem bisher festgehaltenen Glauben zu rüsten; denn der Burggraf, welcher den vier Voranschreitenden, wie in tiefes Sinnen verloren, folgte, richtete sich, als ihn eine Biegung den Blicken der Vier entzog, zu seiner vollen Höhe auf, und dem Munde des tapferen Kriegsmannes entfuhren mit zornigem Grimm die Worte:

„Hol' der Teufel die Pfaffen alle mit einander!“

V.

Das Winzerfest.

Wie nur das kluge Kätherle sich zu dem Jesuitenspiele im Osterberge bei Tübingen hergeben konnte?

Der schlaue Hofastrologe hatte sie ganz gewonnen, weil er ihre Liebe zu unterstützen schien, wie ja der Besuch in Weil vorigen Winter, wo sie Bill nach fünf endlos langen Monden wieder sah, sowie die Reise nach Tübingen zu dem Pfingstfischaufsesse allein das Werk des Magius waren; denn der strenge Vater hatte sich, wenn auch widerstrebend, zu beiden Fahrten nur dem Willen des Herzogs gebeugt, dessen Ueberbringer Magius war, der hinwieder den Einflüsterer des hohen Herrn machte.

Das sagte Magius ganz offen dem Kätherle, und er wußte ihren Sinnen so zu schmeicheln, daß sie ein süßes Grauen dabei empfand, wenn sie es sich heimlich in ihrem Bettchen — bei Tage getraute sie es sich nicht, weil dann die Menschen ihr die Gleichgiltigkeit aus den Augen lesen würden — ausmalte, was wohl Bill denken würde, wenn er ihre Stimme hörte, und was er erst für Augen machen würde, wenn er sie in der Gestalt der Maria sehen würde.

Auf den kleinen Unfall Bills hatte sie Magius ebenfalls vorbereitet, da er dessen Ungehorsam voraussah, und die Worte, welche der „brave, gute, liebe Mann“ ihr nach demselben zuflüsterte, hatten sie vollauf beruhigt.

Es kam aber auch Alles genau so, wie er es ihr im Voraus gesagt hatte. Die Tragödie Bills erregte ein ungeheures Staunen und einen Jubel, der nicht enden zu wollen schien.

Das war, besonders nach der Gedankentiefe zu, denn doch etwas ganz Anderes, als die ehemaligen Kameraden Bills zu bieten vermochten, und Kätchen lauerte mit namenloser Erregung auf den Augenblick, wo Magius auf Befehl des Herzogs den Namen des Verfassers laut verkünden würde, und sie im Auftrage des hohen Herrn dem Geliebten den Dichterlorbeer um die edle Stirne flechten durfte.

Es ging Alles wie am Schnürchen, und als bei der Abendtafel, die der brave Rektor Andreä dem Helden des Tages und seinen Gästen zu Liebe gab, zu welch letzteren auch eine Anzahl Burschen gehörten, mit dem Grafen Nikel von Spielberg an der Spitze, der würdige Greis

Juden, wurde ihnen zu Synhédrion, d. h. Sitzung, Versammlung; es wurde also hier eine entschieden sinnfällige Begriffsverwandtschaft beibehalten. Aus dem lateinischen Caracalla, dem Beinamen des römischen Kaisers Marcus Aurelius Antonius, machten sie einen Carócallos, einen schönhäuptigen Mann, und aus dem Cheruskerfürsten Hermann, dessen Namen sie ebenfalls in der latinisirten Form Arminius überkommen hatten, einen Armenios (Armenier). Gleicherweise verfuhren umgekehrt die Römer, wenn sie das griechische Malóeis (Apfelstadt) in Maleventum und dieses wieder nach dem Siege über Pyrrhus in Beneventum verdrehten. Den einheimischen Namen für Irland, Eirin, faßten sie vermöge ihrer geographischen Unkenntniß als Hibernia (Winterland) auf.

Den romanischen Landen haben die Römer nach ihrer Eroberung die eigene Sprache aufgedrängt, was ihnen um so leichter gelang, als die Besiegten Barbaren, die Sieger ein im hohen Maße civilisirtes Volk waren. Es entstanden so neue Idiome, das Italienische, Französische, Spanische, Portugiesische, Walachische und Rhätoromanische. Natürlich trat nicht unmittelbar an Stelle der in den betreffenden Ländern einheimischen Sprachen das Lateinische, sondern erst allmälig und unter dem starken Einflusse der in den bezüglichen Idiomen vorhandenen Lautgesetze verjüngte sich das Vulgärlatein in seine sogenannten Tochtersprachen. Aber unter diesen Umständen mußte es den romanischen Sprachen an jener rein organischen Entwickelung fehlen, welche beispielsweise das Deutsche zeigt. Hier sind denn auch die Volksetymologien weit seltener als dort. Im Romanischen hatte eben das Sprachbewußtsein die intime Fühlung mit der Vergangenheit verloren, es konnte sich nicht so leicht und so weit zurückbesinnen, weil gewaltige historische Ereignisse den Charakter ursprünglicher Redeweise gänzlich umgestaltet hatten. Die germanischen Völker hingegen traten auf der Bühne der Weltgeschichte meist siegreich auf, sie blieben einheitlicher im Empfinden, Denken und Sprechen. Und als in unserem Jahrhundert eine Epoche nationalen Unglücks über Deutschland hereinbrach, da besaß dasselbe bereits eine Sprache, so gebildet und mächtig, daß sie nicht mehr ernstlich gefährdet werden konnte.

Die völlige oder theilweise Umdeutung der Wörter im Romanischen ist also weit häufiger als im Deutschen, und was noch viel charakteristischer ist, sie zeigt ein ganz anderes Gepräge, insofern als sie mehr äußerlich und oberflächlich ist, hauptsächlich auf akustischen Momenten basirt und weniger durch das Fühlen und Denken der Volksseele zu Stande kommt. Bei einem unverstandenen Worte genügt oft ein ganz entfernter äußerlicher Gleichklang mit einem anderen, um dieses in jenes hineinzudeuten oder einfach an seine Stelle zu setzen. So heißt beispielsweise im Französischen ein Strickbeutel ridicule, während das lateinische reticulum (Netzchen) zu Grunde liegt, eine Umdeutung, deren Sinnlosigkeit ohne Weiteres zugegeben werden muß. — Dasjenige Theater, welches man auch bei uns unter der Benennung vaudeville versteht, hat mit ville (Stadt) eigentlich nicht das Geringste zu thun. Aber dieses Wort wurde gewaltsam herbeigezogen, um aus dem nicht mehr begriffenen Val de Vire, Thal der Vire, eines Flüßchens in der Normandie, wo im vierzehnten Jahrhundert eine spezielle Art Komödien ihren Anfang nahm, etwas Greifbares zu machen. — Nicht übel ist das italienische Wort für Erdbeben. Für das lateinische terrae motus, welches in seiner Zusammensetzung genau der deutschen Bildung entspricht, gebrauchte man tremuoto, wobei in die erste Silbe tremare (zittern) hineingebildet wurde. Die alte Burg der Stadt Rom, das Kapitol (Capitolium) verwandelten die Italiener in Campidoglio, das sie an campo (Feld) erinnerte.

Derartige rein auf das Aeußerliche gerichtete Umbildungen finden sich, wie gesagt, im Deutschen selten, nämlich zumeist nur da, wo es sich um Entlehnungen aus anderen Idiomen handelt. Indeß beim Uebergange von der zweiten zur dritten der drei großen Sprachphasen, welche unsere Muttersprache durchgemacht hat, beim Beginn des Neuhochdeutschen stellt sich ein Mangel für das Verständniß untergegangener oder weniger gebrauchter Formen ein, wie sie meist nur noch in Zusammensetzungen erhalten blieben. Hier half sich nun das Volk in recht sinniger Weise, indem es mit den umgestalteten Wörtern auch recht inhaltsreiche Bedeutungen zu verknüpfen wußte. Ein klassisches Beispiel dafür ist das oben angeführte „Sündfluth". Ihm ließe sich mit leichter Mühe eine ganze Anzahl nicht minder sinnvoller Bildungen anreihen, hier aber seien der Kürze halber nur einige wenige beigefügt. Der Maulwurf scheint seinen Namen davon zu führen, daß er das Aufwühlen, das Werfen des Sandes mit dem Maule zu Wege bringt, wie Jeder urtheilen wird, der nicht Gelegenheit hat, das Thier in seiner Thätigkeit oft und genau zu beobachten. Landleuten aber mag schon mitunter das Sonderbare solcher Bezeichnung aufgefallen sein. Und in der That beweisen die alten Formen moltwerfe und moltwurfe, daß hier eine Volksetymologie zu Grunde liegt, die das ehemalige, späterhin befremdliche molte (Staub, Erde) irrthümlich in „Maul" geändert hat. — Gemäß der ursprünglichen sinnlichen Bedeutung des Wortes wonne als Weide, Weide- oder Wiesenland meint „Wonnemonat", wie seit Karl dem Großen der Mai genannt wird, an sich nichts als „Weidemonat"; heute fassen wir „Wonne", wie überhaupt, so in dieser Zusammensetzung als den Inbegriff der Freude und des Genusses auf, und fühlen auch, daß der Mai es wohl verdient, als Monat der Wonne vom Dichter gepriesen zu werden. — In „Flitterwoche" besagt „Flitter" nicht Putz, Tand und den damit leicht in Verbindung zu bringenden Begriff der Lust, sondern es stammt vom alten „flittern", d. i. schmeicheln, kosen (englisch: flirt). — Bei Vergleichung mit dem englischen, aus god und samar (langes Kleid) zusammengesetzten gosamer (Gotteskleid), womit die im Herbst von Baum zu Baum sich ziehenden oder in der Luft frei schwebenden weißen Fäden benannt werden, gewinnt die Behauptung hohe Wahrscheinlichkeit, daß der deutsche „Altweibersommer" von jenem samar seinen Sommer hergeholt hat, in welchem die alten Weiber kurz vor Einzug des Winters es sich noch einmal recht wohl sein lassen. — Der Name Volksetymologie könnte leicht den Verdacht erregen, als ob Sinn- und Formenänderungen, wie die besprochenen, hauptsächlich von dem niederen, ungebildeten Volke ausgegangen seien. Dem ist nicht so; die gesammte Nation hat daran Theil. Und wie wäre das auch anders möglich! Es darf eben nicht übersehen werden, daß ihre Entstehung aus einer Zeit datirt, wo Schrift- und Vulgärsprache, wo das geschriebene und gesprochene Wort, Bildung und Unbildung noch nicht durch eine so tiefe Kluft von einander getrennt waren, wie heutzutage. Anders jetzt. Was schriftmäßig ist, ist streng geschieden von dem, was vulgäre oder gar plebejische Redeweise kennzeichnet. Die Literatur hat sich durch die Jahrhunderte der Entwickelung der gewonnenen Bildung und ihres Ausdrucksmittels, der Sprache, bemächtigt, die so gewissermaßen krystallisirt, vor den im Volksgeiste lebendigen Kräften geschützt wird. Diese Kräfte sind deshalb zwar nicht minder thätig, ihre Wirkung aber ist nicht mehr die, welche sie vordem war und sein mußte. Das, was uns heute eine Wortverdrehung im Munde des Ungebildeten scheint, ist meistentheils seinem Wesen nach nichts Anderes als Volksetymologie. Der Unterschied besteht nur darin, daß wir, die Gebildeten, uns derselben als einer Entstellung nach Form und Inhalt bewußt sind, als einer Entstellung, gegen die wir absichtlich ankämpfen, und deren theilhaftig zu werden wir uns wohl hüten möchten. Was z. B. ist es Anderes als ein absolut analoger Vorgang, wenn dem Berliner die Cigarre zum „Ziehjarn" wird, wenn an manchen Orten die Sauscißchen in „Saufüßchen" verwandelt werden, und man aus einer Xanthippe eine „Zanktippe", aus einem Roßtäuscher einen „Roßdeutscher" macht? Jeder Apotheker kann davon erzählen, welch drolligen Verdrehungen er täglich bei seinem Berufe im Verkehr mit gewöhnlichen Leuten begegnet, wo unter Anderem die deutsche Verballhornisirung des lateinischen Linimentum volabile durch „flüchtiges" oder „fliegendes Element" gang und gäbe ist.

Während die Volksetymologie das Gepräge ungekünstelter, unbewußter und natürlicher Naivetät trägt, neigt die Sprache andererseits zu launigen und humorvollen Umdeutungen, die nicht spontan zu Stande kommen, sondern absichtliche Komik anstreben, sei es, indem der Volkswitz drastische Verdrehungen schafft, oder indem man ein geistreiches Spiel mit den Worten treibt. Offenbar gewährt es dem gemeinen Manne großes Behagen, anstatt eines ihm lästigen Fremdwortes oder eines seinem Ohre zu stolz klingenden, seiner Sprachweise zu fern liegenden Ausdruckes eine äquivalente Drolerie anzuwenden. So, wenn er für Illumination das Wort „Oellampination" einsetzt.

Da überhaupt der Humor ein wesentliches Charakteristikum des deutschen Gemüthslebens ist, so hat er auch nicht verfehlt, der geschriebenen Sprache sich mitzutheilen. Unsere Literatur hat eine ganze Reihe mehr oder minder witziger und glücklich erfundener Wortspiele aufzuweisen. Die geistvolle Satire, mit der im sechzehnten Jahrhundert der sprachgewaltige Fischart Papstthum, Mönchswesen und Jesuiten, sowie überhaupt Gebrechen und Uebelstände seiner Zeit verspottet, ist nicht zum wenigsten in der Art und Weise begründet, wie er durch bloße Veränderung vorhandener Wortformen an Personen, Dingen und Verhältnissen Kritik zu üben versteht. Die Jesuiten nennt er „Jesu-wider", die Karthäuser „Kartenhausirer", den Notar einen „Nothnarrn"; Profession wandelt er in „Brodfression" um, aus seinem eignen Beinamen Manzer (d. i. Mainzer), unter dem er auch mitunter schrieb, macht er, wahrscheinlich im Bewußtsein, ein redlicher Sittenrichter seiner Zeit zu sein, ein „Mannsehr". — Hans Sachs schreibt „Seckeldarius" für Sekretarius, Luther in seinem drastischen Stile „Dreckel" für Dekret und „Lügende" für Legende. Bei Abraham a Santa Klara, dessen Manier ja bekanntlich Schiller durch die Kapuzinerpredigt im Wallenstein klassisch nachahmte, bedarf es nicht erst der Anführung von Beispielen.

In neuester Zeit hat unter anderen Schriftstellern Fritz Reuter, allerdings im Sinne der Volkssprache, deren er sich bediente, kurlose sprachliche Quiproquos angewendet. Sein Onkel Bräsig sagt: „Stinkstoff" und „sonnenbuhlerisch". Heines eigenthümlicher Wortwitz ist wieder mehr satirisch. Das Baiernvolk verehrt in Ludwig den „angestammelten König"; Rothschild, sagt er, habe ihn ganz „famillionär" behandelt; in Hamburg herrsche der Geist „Bankos".

Bilder aus Marokko*).

Von [Nachdruck verboten.]

Wilhelm Beckmann.

II.

Will man von Tanger oder einer anderen Hafenstadt aus in das Innere von Marokko eindringen, so bedarf man dazu großer Vorbereitungen und eines ganzen Apparates von Ausrüstung, außerdem auch eines für den Europäer sehr wichtigen Gegenstandes, eines Geleitsbriefes Sr. scherifianischen Majestät des Sultans. Ohne diesen ist den Europäern der Eintritt in das Land verwehrt, der Weg ist gefahrvoll, und keine Aussicht ist vorhanden, die nothwendigen Lebensmittel zu erwerben.

Zumal für den Kaufmann, den stetig vordringenden Pionier der Kultur, ist eine solche Reise, selbst wenn er sich im Besitze des kostspieligen Fermans befindet, noch immer mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da er sich stets zu seiner Sicherheit eine aus Eingeborenen bestehende militärische Bedeckung aufbürden lassen muß, diese ihn und die eigenen Landsleute aber auf dem Marsche nach Möglichkeit aussaugt. Das ist so alter Brauch im Lande.

Der Araber und gewiß auch der Marokkaner ist geborener Geschäftsmann. Alles dreht sich bei ihm um das Geschäft, er will, daß möglichst viel dabei verdient wird, mag er so hoch oder so niedrig stehen wie er will, mag er selbst die höchsten Staatsstellungen innehaben.

Tritt die Gesandtschaft einer befreundeten europäischen Macht die Reise von Tanger nach Fez an, so betrachtet der Sultan die Theilnehmer an derselben von Anfang an als seine Gäste, sendet ihnen die mit allen Bequemlichkeiten für eine größere Reise versehene Karawane entgegen und giebt Befehl, für gute und reichliche Verpflegung seiner Freunde Sorge zu tragen. Am besten steht sich bei der Ausführung dieses Befehls der die Karawane kommandirende Caid, ein nach marokkanischen Begriffen in dem Rang eines Obersten stehender Araber. Er sorgt dafür, daß die Reise bei solch vornehmen Herren möglichst langsam geht, daß sehr häufig Lagerrast gemacht wird, damit von den den Dorfbewohnern auferlegten Steuern an Lebensmitteln, muna genannt, möglichst viel in seine Tasche fließe; hierbei sind auch die arabischen Diener mit einem kleinen Gewinnantheile betheiligt, und gern sind sie bei der Taxirung der muna behilflich. Merkwürdig ist oft die Stellung eines solchen Obersten. Ein vor Jahren mit der marokkanischen Gesandtschaft nach Paris geschickter Chalifa, ein Mann, welcher dort bei seinen Ausgängen von einer berittenen Ehren-Eskorte französischer Garde begleitet war, genoß im eigenen Lande keinerlei Ansehen, schlief mit seinen Untergebenen unter einem Zelte und wurde von ihnen sehr fragwürdig behandelt.

Bei der Reise ins Innere bietet von Tanger bis Fez kaum ein Ort irgend ein besonderes Interesse, und die Dörfer, deren Schilfhäuser wie braune Bienenkörbe im Kreise oder in regelrechtem Viereck aufgestellt sind und aus den grünen Cactushecken mäßig hervorragen, liegen still und reizlos da. Desto überraschender, packender und gewichtiger ist dann mit einem Male der erste Eindruck von Fez.

Fez, die Hauptstadt des Kaiserreichs, die Residenz des Herrschers, ist von Tanger und allen übrigen Küstenstädten gänzlich verschieden im Charakter, der Bauart und der Bevölkerung; sie hat sich ganz ursprünglich und eigenartig als rein arabische Stadt erhalten. Mitten in einer von Hügelrücken eingeschlossenen Mulde gelegen, die sich nach dem Lehuthale hin öffnet, auf der Nordseite von den grotesken Zinken des 2000 Fuß hohen Dschebel Zalagh überragt, breitet die Stadt ihre gelbweiße Häusermasse, die durch unzählige Moscheenthürme malerisch belebt wird, in der Richtung von Osten nach Westen bergaufsteigend weithin aus, fest und übersichtlich abgegrenzt durch gewaltige, zinnengekrönte Mauern und Bastionen, dunkelgrün umrahmt von einer Fülle der herrlichsten, saftfrischen Gärten. Instinktiv hat sich auch hier der „Zug nach dem Westen" hin entwickelt, und zwar durch den Sultan selbst, der aus dem Proletariat der Altstadt heraus, Luft suchend, sein Serail, das Neu-Fez, bis zum äußersten Westen der Stadt in die flache Hochebene hinaus vorgeschoben hat.

Fez ist eine der malerischsten Städte, welche es giebt, denn die ganze Stadt ist eine lebendige Ruine, ein morsches, dem Verfalle

*) Siehe Nr. 19 des Zeitgeist.

---

mit Freudenthränen das Lob Wilhelm Speermanns verkündete und so schloß: „Doch all das, was ich hier vorbrachte, vermag auch nicht annähernd dem kühnen Dichterfluge unseres durch hohe Gnade gekrönten Genossen und Freundes Wilhelm Speermann als der schönste Lohn zu gelten. Nur die Liebe allein vermag diesen Preis zu geben, und ich frage hier in der Runde die lieben Mägdelein . . ."

Da unterbrach ein Aufschrei Käthchens, die in ihrer heftigen Eifersucht schon ein Dutzend Mädchenhände sich nach ihrem Bill ausstrecken sah, den allerschönsten Schluß von Andreäs Rede, und ohnmächtig lag die Aermste in den Armen des Magius, der ihr zur Rechten saß.

Graf Nikel, der sich nun nicht mehr in seiner bursalen Art halten ließ, schrie Sigele, der am anderen Ende der Tafel saß, mit seinem dröhnenden Basse zu, der den allgemeinen Aufruhr übertönte: „Bruderherz, da siehst Du, wie Recht Cicero hat, wenn er sagt: Omnes rectae animi affectiones virtutes appellantur. — Was ich in unser geliebtes Deutsch so übertrage:

> Ein Rausch muß auch die Liebe sein,
> Es folgt ja — Jammer hinterdrein!

Ecce, Katharina superba!"

Ein homerisches Gelächter des hochweisen Kollegiums und der Bursalen belohnte die komische Uebertragung Nikels und erweckte Käthchen zum Leben! Mit einem Wonneruf sah sie sich in den Armen Bills, der vor ihr kniete, schlang ihre Arme um den Nacken des Geliebten und barg mit glückseligem Schluchzen das holde Trotzköpfchen an dessen hochklopfendem Herzen.

Da war es nun geschehen, und Meister Veit mußte, ob er wollte oder nicht, gute Miene zu dem Schlusse des Spieles machen, als Rektor Andreä „silentium" rief und der ohnehin festfreudigen Gesellschaft zu neuen Jubelausbrüchen verhalf, als er verkündete: Bill und Kätherle seien als Verlobte zu betrachten, aber der trotzköpfige Vater des nicht weit vom Stamme gefallenen trotzköpfigen Töchterleins bestände darauf, daß die eigentliche festliche Verlobung erst im Herbste stattfinden solle.

Nun erst fand Meister Veit die Sprache wieder und sagte:

„So über Hals und Kopf, das thut nicht gut! Wir Schwaben sind fest und treu, aber bedächtig! Wollen wir also, wie vorhin der Herr Graf Nikel ganz richtig sagte, das Jämmerle über das Räuschle verwimmern lassen, und wenn im Herbst in meinen Weingärten auf dem Burgholzhofer Berge der Most in die Kelter kommt, dann soll bei dem Winzerfeste aus diesen beiden noch etwas unreifen Träublein hoffentlich ein guter Tropfen sich auspressen lassen! Nach gutem, schwäbischen Winzergebrauche lade ich alle Anwesenden, namentlich aber die lustigen Herrn Scholaren nebst Anhang, mit dem alten Sprüchlein ein:

> „Wer nüchtern kommt zum Winzerfest,
> Und es nicht voll — von Lust verläßt,
> Der ist zuletzt mein Freund gewest!"

„Optime! Vater und Meister Veit, wir kommen!" rief Nikel Spielberg, und Sigele setzte hinzu:

> „Der Nikel weiß, wie viel ihm frommt,
> Doch, wenn er erst mit — Anhang kommt,
> Dann ist kein Faß je groß genug,
> Das leer nicht wird auf — einen Zug"

So endete der Pfingstmontag des Jahres 1587, und seither waren wieder vier Monate ins Land gegangen.

Die große Stadt Stuttgart, mit ihren 10,000 Einwohnern, war bis zum Grunde aufgeregt durch die Kunde, daß die Tochter eines erbgesessenen Bürgers; der noch dazu im Rathe mitthat, so „mir nichts, dir nichts" mit einem fremden Landstörzer, wie zum Hohne gegen alle gute Sitte, öffentlich verlobt werden solle. — Zwar ließ sich nicht leugnen, daß der junge Fremde von einer berückenden Schönheit und Anmuth sei, auch ein Weltwunder an Gelehrsamkeit mache der Herr Rektor Andreä und die Scholaren in Tübingen aus ihm, und sie bezeichneten ihn als einen gottbegnadeten Poeten.

Das Letztere wollte nun den ehrlichen Schwaben durchaus nicht in die Köpfe; denn er habe noch nicht ein einzig's „schön's Liedle" gemacht, wie sie der Glockengießer Tobies, der in der Ulmer Singschule gesessen hatte, zu Dutzenden zum Lobe Kätherles und anderer schönen Mädchen aus dem Aermel schüttelte. — Namentlich unter der männlichen Jugend bildeten sich zwei Parteien, von denen die eine, auf Herkommen und Bürgerehre eifersüchtige, gegen Bill gestimmt war, die andere, mehr weltläufig angehauchte, es zwar bedauerte, daß das schönste Mädle der Stadt einem Fremden angehören solle, aber dabei betonte: Jedem braven jungen Manne müsse es freigestellt sein, nach dem Höchsten zu ringen, und dem Bill sei sein Glück um seiner guten Eigenschaften willen gar wohl zu gönnen! Vorläufig ergingen sich beide Parteien nur in gegenseitigen Stichel- und Spottreden, wenn sie in geschlossenen Trupps auf einander trafen; denn vor Gewaltthätigkeiten hielt sie doch der Umstand zurück, daß ja recht eigentlich Herzog Ludwig es sei, der das Ganze eingefädelt habe und doppelt in Zorn gerathen dürfe, wenn eines Streites dieser Sache wegen der Burgfriede gebrochen würde.

Kurz vor der Weinlese wurde jedoch das Treiben der dem Bill und Kätherle abwendigen Partei, an deren Spitze sich ganz im Geheimen Jobst Katwich befand, ein so freches, daß sie sich nicht scheute, vor dem Hause des Meisters Veit Rumelin nächtlicher Weile Spottlieder zu singen, die nicht für keusche Ohren waren, und sogar Häckerling vor der Thüre desselben zu streuen.

Meister Veit tobte, verfluchte die Stunde, in welcher der Befehl des Herzogs die fremde Einlagerung in das Haus gebracht hatte, und klagte schließlich bei dem Rathe, der mit Achselzucken antwortete.

Kätherle weinte und wurde durch die schändliche Unbill nur noch trotziger. Endlich aber folgten doch Vater und Tochter dem guten Rathe des ehrlichen Sigele, und Käthchen verschwand aus dem Vaterhause und fand, bis die öffentliche Verlobung, welche sich Herzog Ludwig nun einmal zu seinem Vergnügen in den Kopf gesetzt hatte, bei dem Winzerfeste vor sich ging, ein Asyl in dem Rebstöckle zu Cannstadt bei der Jugendfreundin Bäbele, die sie so lange vernachlässigt hatte.

Hier finden wir nun Kätherle in der kleinen, freundlichen Kemenate der hübschen Wittwe, welche trotz der Hintansetzung, die sie von der Freundin erhalten, sich ihren Frohmuth nicht rauben ließ.

Käthchen saß an dem offenen Fenster und blickte schwermüthig gegen den Wald zu, durch den die Heerstraße nach Stuttgart führte, woselbst heute in aller Frühe ihr Liebster mit Meister Andreä und den Scholaren eingetroffen sein mußte, um gegen Mittag, wie es bestimmt war, dem Herzoge ihre Aufwartung zu machen.

„Ob er, der Stolz der Hochschule von Tübingen, wohl ihrer noch gedächte?" Seit 14 Tagen hatte sie durch den krummen Klaus, den einzigen Boten der herzoglichen Post, kein Lebenszeichen von Bill erhalten. „Was das nur sein mag?" und dann „der Sigele hat ihn doch gleich verrathen, wo ich bin!" — „Ob er wohl heut noch kommt?" so gingen Kätherles Gedanken. — Den ganzen Morgen war sie in steter Unruhe durch Haus und Garten gewandert, und als am Nachmittage die ersten Gäste bei Bäbele eintrafen, hatte sie diese in die Kemenate gelockt und dort vorsichtig eingeschlossen, damit Niemand sie sehen könnte.

Ab und zu kam Bäbele, wenn sie sich von den Gästen fortstehlen konnte, in den oberen Gaden, und immer stand Käthchen, wenn sich der Schlüssel in dem Schlosse umdrehte, auf dem Sprunge und sank mit einem Seufzer in den Stuhl zurück, sobald sie nur Bäbele allein eintreten sah.

geweihtes Gehäuse, in welchem der Islam nur noch ein schwindsüchtiges, dem Tode geweihtes Leben feiert, eine in sich zerbröckelnde, von Wind, Wetter und Wasser durch die Zeit zerfressene Masse, in welcher der Araber sich scheu fanatisch verkriecht und laut zu seinen Heiligen fleht in dem unsicheren Gefühle, daß ihm nicht allzulange mehr Schutz unter dem einst so siegreichen Halbmonde verbleiben werde, wenn die europäische Sonne Kultur und Humanität in das Barbarenreich bringen darf. Mißtrauisch, mit unheimlich durchbohrendem Blick, stolz, hoch aufgerichtet und doch innerlich verzweifelnd an sich selbst, ein Hidalgo in Lumpen, sieht der wahre Maure auf den weißen Europäer, der von Zeit zu Zeit die heilige Stadt des Al-Moghreb betritt, hinab. Allah! Muley Edin! Das ist der beständige Ruf, den wir fortwährend beim Eintritt in die Stadt vernehmen, die Reklame für jeden Verkäufer, jeden Händler, jeden Bettler, der Talisman gegen alle Krankheit, Noth und Sorge. Der altersgraue National-Heilige, der Gründer des tausendjährigen Fez, der dort oben im wilden Zerunggebirge weich gebettet liegt, soll auch heute noch immer noch mit seinem großen Ahnen Mahomed Land und Reich beschützen und den alten Glanz und die alte Herrlichkeit wiederbringen. Aber die alte Heldenpoesie der alten Mauren ist längst verklungen, und ihre Blätter sind im Winde weithin verweht.

Durch finster dreinschauende, in Winkelbewegung abbiegende Eingangsthore tritt man in die Altstadt von Fez ein und befindet sich inmitten des maurischen Handelsviertels, im volksbelebten soco. Durch Mattendächer, Bretterbedachungen und Schilfvelarien werden die engen, von Krambuden aller Art eingefaßten Straßen in ein weiches Halbdunkel abgetönt; nur hin und wieder bohrt mit eherner Macht die Sonne ihre sicheren Lichtstrahlen golden durch und zaubert so die herrlichsten, kraftvollsten Bilder hervor. In den Klausen der Kaufbuden, auf dem holperigen Pflaster und unter den Thorbogen wogt und schiebt sich laut schreiend, gestikulirend und feilschend die Menge der Kauf- und Handelsleute, gleitet geräuschlos die weißvermummte Berberfrau oder Negersklavin hindurch, Püffe und Stöße ertragend. In dichtem Gewirre bauen sich die Stoffe und Waaren in den engen Holzläden auf und verbreiten in den dumpfen, luftlosen Gassen einen starken, unangenehmen Geruch. Da liegen die aus dem Süden herbeigeführten Datteln von Tafilelt, Rosinen, Mandeln und Citronen, dort ziehen sich in langen Reihen, nach den Gewerben und Gewerken zunftmäßig geordnet, die Buden der Handwerker und Künstler hin, Pantoffel- und Lederhändler, Gewehr- und Waffenfabrikanten, Textil- und Kleinhändler, Juweliere und Metallarbeiter, ein kunterbuntes Durcheinander, das uns an die Jahrmärkte der alten guten Zeit daheim erinnert. Aber nirgendwo lacht die Fröhlichkeit, perlt der Wein, schäumt der Gerstensaft, tönt froher Liederklang: Vom nahen Thurme der Moschee Muley Edins tönt scharf die Stimme des Priesters zum vierten Gebet, und der Araber wallt, seinen einfachen Lederpantoffel von der Sohle lösend, treugläubig in das hallenreiche Heiligthum, der Lehre des Koran folgend.

Hinaus! Wieder durch enge Spalten zwischen thurmhoch aufragenden, fensterlosen Häusern, deren einzelne überragende Stockwerke durch Holzträger und Bogen gestützt werden, führt der Weg am schnell fließenden Ned-Fez-Flüsse vorbei durch neue Hufeisenbogen in das lustigere, offenere Judenviertel von Fez, in das Mélach. Quel changement de décors! Unten im alten Fez halbnackte chokoladenbraune oder kohlschwarze Berber, thierähnliche Physiognomien der Sudanneger und tief verhüllte, in ihrem häßlichen sackartigen Gewande kaum noch als das schönere Geschlecht erkennbare tätowirte Weiber — und hier patriarchalisch-ehrwürdige Gestalten, die an das alte Testament, an Jakob und Laban erinnern, fein geschnittene, lockenumwallte Köpfe im Silberbart, und daneben zartweiße, anmuthig schöne Erscheinungen der Frauen und Mädchen, die in reichem, weit ausgeschnittenem Gewande offenherzig Figur und Haltung zu Tage treten lassen!

Und wie dankbar sind sie für jeden freundlichen Blick, wie menschlich glücklich über die gute Behandlung, die ihnen niemals von Seiten der Araber zu Theil wurde! Seit Alters her sind die Juden in Marokko ansässig und als Eingeborene aufgewachsen, sie bedienen sich daher auch wie der Maure der Landessprache, pflegen daneben ernsthaft das Hebräische und benutzen die Kenntniß desselben gern, um mit der Anwendung seiner Buchstaben auf das Arabische im schriftlichen Verkehre Geschäftsgeheimnisse vor den heimtückischen Moslemims zu bewahren. Ihre Vorfahren waren die Stammväter der portugiesischen und auch nach Holland ausgewanderten Juden, und manches Merkmal ist beiden Stämmen noch gemeinsam. In den maurischen Städten, in welchen sie sich ansiedeln dürfen, ist ihnen ein besonderes Viertel zum Aufenthalte angewiesen; im Uebrigen aber sind sie schutz- und rechtlos.

Schutzlos insofern nicht ganz, als die Alliance israélite in Paris die Stammesgenossen nicht vergessen hat, Schulen in Fez und Tanger, in letzterer Stadt sogar eine höhere, auf ihre Kosten unterhält und kräftig dafür sorgt, daß französische Propaganda und französischer Geist dann den Kindern eingeimpft wird.

Auf die freundliche Aufforderung eines letztere Sprache redenden Gemeindeältesten, eine dieser Schulen zu besuchen, sind wir sehr erstaunt, beim Einblick in die tief liegende, ursprünglich weißgetünchte Stube, über den Köpfen der kleinen gelehrigen, im Redetakte sich vor- und rückwärtsbewegenden Zöglinge, an der gegenüberliegenden Wand das gut lithographirte Bild des Baron Hirsch als einzigen Schmuck im Raume zu erblicken. Mit demselben Führer, einem graubärtigen Herrn in langem Kaftan, finde ich in einem in der Nähe liegenden Hause eine kabbalistisch verzierte Stammtafel der Familie Hirsch unter Glas und Rahmen. Sollte hier wohl die Wiege der Vorfahren des den Orient so genau kennenden bekannten Börsenfürsten gestanden haben?

Auch im Innern unterscheiden sich die Häuser der Israeliten vortheilhaft von den meisten Behausungen ihrer Peiniger, der Araber, durch eine größere Sauberkeit und die besseren europäischen Möbelformen. Da finden sich überall Tische und Stühle, große Spiegel in goldener Umrahmung, Uhren und Kandelaber unter Glasglocken und als Hauptschmuck stets das in einem zierlichen Alkoven aufgebaute Himmelbett, ganz in der Art, wie es in Holland auf den Inseln noch so vielfach anzutreffen ist. Dabei ist doch der maurische Charakter im Ganzen allenthalben gewahrt, die Anordnung des Bauwerkes als Anlage um einen offenen Hallenhof dieselbe geblieben, Böden, Treppen und Thüren sind reich ausgelegt und inkrustirt, die Decken und Stuccaliten bunt in geometrischem Linienspiel bemalt.

Doch was will denn dort die hübsche Kleine im Goldkleide, die einem Knaben von etwa 14 Jahren aus dem Nachbarhause zärtlich zuwinkt? Ist es ihr Bruder oder ein Verwandter? Es ist — ihr Gatte, der sich zum Besuche bei den Eltern aufhält. Sie ist sieben Jahre alt, seit einem Jahre mit Jussuf Moglub verheirathet und fühlt sich als junge Frau unter einem Dache mit ihrem Manne, den sie innigst liebt, recht glücklich.

Draußen reitet ein vornehmer Araber, vom Lande kommend, in die Stadt ein, begleitet von zwanzig in weiße Mousselinstoffe eingekapselten Sklavinnen auf rothgeschirrten Maulthieren, rechts und links bewacht von schwarzen, widerlichen Eunuchen. Aber die Passage in der von Bretterbuden eingeengten Gasse ist schwierig, und Esel, mit Waarenballen bepackt, versperren obendrein noch den Weg. Da saust der schwere Stock in den Händen des bronzegliedrigen Negersklaven unbarmherzig auf die Thiere, trifft einen alten Juden, daß er jammernd zusammenknickt, schlägt rücksichtslos auf Frauen und Kinder, bis es Luft giebt, und der Zug unter dem Rufe: „Balak, Balak!", gefolgt von Verwünschungen der Zurückbleibenden, seinen Weg weiter fortsetzt.

Vor wenigen Wochen noch war aber derselbe Maure in die Wohnung des Juden gekommen, um ihn zu ersuchen, ihm Vorschuß für einen von der Regierung zu erkaufenden Gouverneursposten zu leisten. Jetzt hatte der Darleiher für diese prozentberechnete Gefälligkeit seine muna in baarer Münze ausbezahlt bekommen. Zwei des Wegs kommende Frauen aber halfen dem Alten freundlich auf und brachten ihn in das nächste Haus, wo sie ihn kunstgerecht verbanden. Und doch trugen sie arabische Tracht. Aber der helle Teint des Gesichtes und die Krystallbrille vor den klugen Augen der älteren Dame ließen, trotz der Vermummung, die Europäerin erkennen, und am englischen Idiom der Aussprache konnte man errathen, daß es zwei von den edlen, aufopfernden Schwestern des britischen Hospizes waren, die hier, abgeschlossen von ihrer Welt und Kultur, dem großen Dienste der Menschheit ihr Leben gewidmet. Dankbar wandte sich der Alte zu ihnen.

Die Sonne stand tief und neigte sich dem Untergange zu. Drum also schnell zur Stadt, zum Quartier zurück, ehe die Thore geschlossen werden! Purpurne Strahlenwellen flutheten über die Stadt und das Land, golden erglühten auf den nahen Bergspitzen, von Oelbäumen umkränzt, die alten Bastionen des Fortunez, und unten rauschte in der kühlen Thalschlucht, zwischen Granathainen und Duftgesträuch über alte Felsblöcke, in Kaskaden hinabstürzend, das Wasser des Aquäduktes und des Fez-Baches. Milde und sanft wehte der Wind kosend aus dem Thalgrunde, und die Seele empfand, wenniglich durchschauert, das geheimnißvolle Walten und Weben der Natur.

Sâlam! — Friede! sprach der alte Pförtner am Thore; Sâlam klang es ihm weich zurück, und dem ersten Araber, der mir Heilgruß bot, drückte ich herzlich die Hand.

Für den Abend war mir die Ehre der Einladung zu einem der Großwürdenträger des Reiches zu Theil geworden; da war nicht mehr viel Zeit zum Umziehen zu verlieren und ich mußte mich beeilen.

Dumpf dröhnte ein Kanonenschuß über die Stadt hin, das Zeichen, daß die Sonne untergegangen. Da war ich auch schon zu Hause, in dem schönen, hochliegenden Dar el Benis und seinen grüßenden Orangegärten. Mit den hochverehrten Freunden, welchen ich diese Einladung verdankte, wurden wir von einer militärischen Eskorte abgeholt und ritten im Gänsemarsche, wie es die Gäßchen nicht anders gestatteten, in schnellem Trabe, bald in einer tiefen Pfütze plantschend, bald im Halbdunkel mit dem Kopfe gegen eine Holz- und Pfeilerdecke zwischen den überbauten Häusern anstoßend, den Todesritt hinab in das untere Stadtviertel. Beim Appell fehlte glücklicherweise Niemand, Allah hatte uns diesmal noch beschützt. Der eigentliche Feldzug aber stand uns noch bevor, es mußte noch Attacke geritten werden, nur wollten wir nicht wie der heilige Georg mit dem Drachen, sondern mit Hühner- und Hammelgerichten die Fehde kämpfen.

Am Palastportal, das sich durch Einfachheit auszeichnete, wurden wir über fliesenbelegte Gänge und Korridore durch eine offen stehende, glatte, eisengepanzerte Thüre in einen großen Hofraum geführt; wir standen im Allerheiligsten oder doch davor, denn die im Rechteck sich anschließenden Gebäude enthielten Empfangs- und Repräsentationsräume, aber auch den uns Europäern stets so geheimnißvoll erscheinenden, märchenumwobenen Harem. Diesmal war der Wirth so liebenswürdig gewesen, beiden Theilen eine kleine unschuldige Freude zu bereiten und beiden die Trauben recht hoch und sauer zu hängen. Ob diese Trauben wirklich der Tantalusqualen werth waren? Auf den die Portale an den Längswänden überragenden Altanen hatten nämlich die Frauen, Töchter und Sklavinnen des hohen Gebieters Platz genommen, andere geringer Gestellte dekorirten die sonst so kahlen, trostlosen Dachlinien mit ihren farbig aus den durchsichtigen Obergewändern hervorschimmernden, seidenen Stoffen und Kopftüchern. Der kleine liebliche, treuherzig aufblickende Sohn des Ministers begrüßte einen Herrn nach dem andern durch freundlichen Willkomm, und bald merkte man an der Bewegung unter den Frauen auf dem Hochsitze, daß sich die Mutter, die Favorit-Gattin Seiner Exzellenz, darunter befinden mußte, und an den lebhaften Gesten, durch die sie sich verrieth, sah man, welche Freude es ihr machte, als wir ihren Liebling ein klein wenig durch Liebkosungen verhätschelten. Dies that auch dem alten Herrn wohl. Er trat näher, in der vornehmen Würde und Haltung, die dem Araber nicht abzusprechen ist, und lud uns ein, in den Empfangssalon zu treten. Dieser besaß keine Fenster, sondern nur eine große Thüröffnung, deren Hufeisenbogen in schmalen Zacken krenellirt war. Rabater Purpurteppiche bedeckten den Boden, Sammttapisserien mit maurischen Ornamenten ringsum die Wände, in der Mitte hing — und ganz ähnlich war der korrespondirende Raum auf der entgegengesetzten Seite des Hofes ausstaffirt — ein mächtiger, in Kerzenglanz strahlender venetianischer Kronleuchter. Eine kurze Vorstellung — wir gingen, wieder unter den Augen der Schönen, die wie aus einer Theaterloge dem ihnen immerhin reizvoll genug erscheinenden Schauspiele zusahen, an plätschernden Marmorfontänen vorbei dem gegenüber liegenden Eßzimmer zu. Rangordnung wurde nicht viel gemacht, es setzte sich ein Jeder, wie es der Zufall fügte, und nur die Tête blieb nach fester Etikette zusammen. Auf den Tischen grüßte beruhigend europäisches Gedeck und tadellos sauberes Service. Karaffen mit gelbem Sebuwasser waren überreich vertreten. Liebenswürdigst hatte der Sultan die Erlaubniß zum Trinken eigenen deutschen Weines ertheilt, und so war denn eine große, die größte Sorge vom Herzen Aller gewichen.

Die Gerichte — alle warm und in Olivenöl zubereitet — wurden auf kostbaren riesigen Schüsseln von altchinesischem Porzellan servirt, sie waren schmackhaft und mundeten vortrefflich. Und es waren nur vierzehn verschiedene Gänge zu vertilgen, so daß gewiß nachher Niemand hungrig von dannen ging. Währenddem hatten sich draußen auf dem Hofe sieben arabische Musikleute mit seltsamen alten Instrumenten niedergelassen. Sie exekutirten die Tafelmusik: merkwürdig rhythmisch-fremd klingende und doch sympathische Weisen und Akkorde, dazu klang im Kanon begleitender langgezogener Gesang. Womit klangen denn diese Weisen so verwandt? Waren das die aus der alten spanischen Glanzzeit der Mauren noch erhaltenen Canzonen und Romanzen, mit ihren leidenschaftlich heftigen Ergüssen, bald wieder ersterbend in erschütterndem leisen Klageton? Klang das nicht verwandt mit dem Gesange der Priester, wie ich ihn so oft in dem gothischen Riesendome am Rheine gehört hatte, und waren da nicht die geheimnißvollen Quellen zu finden, aus denen die Kirche von der Poesie der Mauren und Sarazenen jene Melodien fruchtbringend und veredelnd aufgenommen hat?

Dankerfüllt gingen wir von dannen, und lange noch klangen mir im Traume alte Kirchenfugen von Palestrina und Pergolese fort.

Einmal war es ihr, als ob sie einen festeren Tritt als den ihrer Freundin gehört hätte, und da auch der Schlüssel behutsamer, als es Bäbele zu thun pflegte, sich umdrehte, sprang sie auf, warf ihre Zöpfe, mit denen sie in tiefem Sinnen gespielt hatte, mit einem Rucke zurück und machte sich schon in ihrem Strudelköpfchen die erste Anrede zurecht: „Na endlich finden der gnädige Herr eine übrige Minute, um . . ." Da trat sie unwillig mit ihren Füßchen auf und wendete sich rasch dem Fenster wieder zu; denn Sigele war es, der sich langsam zur Thür hereinschob.

„Guten Abend, Kätherle!" sagte Sigele, der das Verschließen der Stube sein ließ, und setzte sich bedächtig auf die Kleidertruhe seines Schatzes.

„Na, was bringst? Hansnarr!" sagte Kätherle nach einer langen Pause, da es schien, als ob Sigele nichts weiter zu sagen hatte, als den Tag zu bieten.

„Was sich für mich schickt: Narrheiten!" entgegnete der Angefahrene.

„Die hocken Dir doch sonst nicht in den Zehen, auf die Du so dumm niederguckest?!" fuhr Kätherle unwirsch fort.

„Doch, wilb's Kä . . . . tle!" sagte Sigele und beguckte hin und her seine Füße." Ich muß mich sicher stellen, daß ich gut's Schuhwerk hab', weil ich mich vielleicht bald auf die Strümpfle machen muß!"

„Was ist?!" fuhr Kätherle auf und stand im nächsten Augenblick vor dem guten Freunde, dem einzigen, welchen sie vielleicht hatte.

„Der Bill hat heute Mittag, nachdem Meister Andreä den Herzog begrüßt hatte, dem hohen Herrn ein lateinisches Carmen vorgetragen, in dem er das Lob der Weisheit sang und das Narrenthum — in jeder Gestalt — als eines wahren Mannes unwürdig in den Pfuhl der tiefsten Hölle verdammte!"

„Na, und . . .?" sagte Kätherle, die nicht begriff.

„Ja, und . . . der Ludwig guckte mich dabei ein paar Mal mit so bösen Blicken an, als ob er sagen wollte: „Apage, Narr! Ich bin ein weiser Mann!" Na, und Du hast es ja selbst erfahren, Schatz, wenn sich ein hoher Herr etwas einbildet, so setzt er's durch, und sei es auch nur, daß er keinen Narren mehr braucht, weil er ihn selbst . . . aber zum Donnerwetter, ich weiß, wer dem Bill die Melodie zu dem Liedle gepfiffen hat, und der Teufel soll mich quentelweise holen, wenn nicht da noch genug andere Spitzbübereien dahinter stecken!" schrie Sigele zuletzt und sprang auf die Füße.

„Was machet der Narr da für einen Lärm?" sagte Bäbele scharf verweisend, indem sie in die Stube trat.

„Da soll einer keinen Lärm machen, wenn's ihm an Hals und Kragen geht?" entgegnete Sigele, seinen Schatz umhalsend.

„Thu' ich's?" sagte Bäbele ruhig, Sigeles Küsse erwiedernd.

„Wenn's e Bizzle tiefer wär'," lachte Sigele und fuhr Bäbele unter dem rundlichen Kinn mit bezeichnender Geberde über den Hals, „dann thät's Dich verdammt kitzeln und zum Schreien bringen!"

„Will Dich, der Ludwig . . ." fuhr Bäbele auf und spreizte die Finger aus einander, als wollte sie einem eingebildeten Gegner damit in das Gesicht fahren.

„Hungern lassen?" lachte Sigele aus vollem Halse und gab seinem muthigen Schatze einen Kuß zum Lohne. „Nein, Bäbele, hängen nicht, aber . . . fahren will er mich lassen!"

„Nun ist es aber genug mit Eurer Narrethei", fuhr Kätherle dazwischen, „denn dabei erfährt man nichts Gescheidtes! Sigele, wo ist Bill und kommt er?"

„Ja so! Deine Welt ist nicht meine Welt! sagte der Gockel zum Regenwurm, und verschlang ihn. — Du willst was Anderes wissen, als wir zwei Armen, die nicht ein noch aus wissen, wenn der Strick über uns hängt! — Na, sei nur ruhig! Der Spielberger Graf, der Nikel hat bei dem Verlassen des Schlosses, wo ihm, wie es sich eigentlich für einen reichsfreien Herrn gehörte, kein Empfangstrunk kredenzt wurde, hoch und heilig verschworen, keinen Augenblick länger in einem so untrinkbaren Neste zu bleiben, als bis er den Reisestaub die Kehle hinabgespült hätte, und ich denke, er hat das im rothen Ochsen in drei Stunden fertig gebracht und ist bereits mit seinen Kommilitonen, wozu natürlich auch Bill gehört, auf dem Wege nach dem Rebstöckle, das ich ihm zur Herberge aus zwiefachen Gründen empfahl.

„Den einen Grund kennt Bäbele,
Die mit der Tasche klimpert.
Den andern mein schön's Kätherle,
Der es im Herzen pimpert!"

sang Sigele, der nach und nach seinen Humor wiederfand.

„Da muß ich rasch ins Kellerle, und dem Andres sagen, daß er ein Fäßle vom besten Heilbronner ansticht!" sagte Bäbele im Eifer einer guten Wirthin, gab schnell noch dem Sigele einen Dankkuß für die Beibringung der guten Kundschaft und war im Nu aus der Thür.

„Lass' das Fäßle ein Faß sein!" schrie Sigele ihr nach, verschloß die Thür und zog eilig Käthchen neben sich auf die Truhe nieder, indem er dabei flüsterte:

„So, jetzt weiß ich, daß wir nicht mehr gestört werden, was vorher nicht sicher war, und nun hör' mir aufmerksam zu! — Bill und Du, Ihr seid blind, oder wollt blind sein, denn sonst hättet Ihr längst merken müssen, daß der einzige Feind, den Eure Liebe hat, der scheinbar eifrigste Förderer derselben ist! — Unterbrich mich nicht; denn das, was ich sage, wird entscheidend sein für Euer beiderseitiges Leben! Alles Ableugnen, daß sich am Pfingstmontage noch etwas Bedeutenderes unter Euch Dreien, dem Magius, Bill und Dir abspielte, als was alle Welt sah und hörte, das ist durch ein vertrauliches Schreiben zu Nichte geworden, welches ich von einem Bruder des Steinmetzen-Bundes aus Ulm auf geheimnißvolle Weise erhielt. Nun passe wohl auf!"

Sigele zog den Bundschuh seines rechten Fußes aus, entfernte die nur eingelegte Brandsohle und holte unter derselben ein sorgfältig mit Pergamentblättern geschütztes Schreiben hervor.

Kätherle, welche schon stutzig geworden war bei der Andeutung Sigeles auf die Tübinger Vorkommnisse, saß mäuschenstill und lauschte mit immer mächtiger werdendem Wogen ihrer Brust, dem was Sigele, mit halbem Flüstern las.

„Nachdem wir Dir vorher Nachricht über unser Bauwerk gegeben, kommen wir nun noch auf ein gar absonderliches Begegniß. Kommt da eines schönen Junitages ein böhmischer Edler, den wir Dir nur als Wenzel bezeichnen, woraus Du entnehmen wirst, wer es ist, zu mir dem Meister, und will in das Gewerk aufgenommen werden. Da er ein hoher Herr und wackerer Mann ist, der unser redlich Thun wohl fördern kann, so prüfte ich ihn genau und ließ vor der Lade in der Hütte über ihn abstimmen. Er wurde in den Bund aufgenommen, und zum Danke berichtete er mir in Heimlichkeit über ein Jesuitenstücklein, das sich unter seinen Augen vollzog. Dabei wäre nun nichts so Absonderliches, aber der, welcher es leitete, und den er uns nannte, hat sich in das Gewerk unter falschem Namen und Zeichen einzuschleichen gewußt und treibt ein zweideutiges, böses Spiel bei Deinem Herrn. Ich entlarve Dir ihn als falschen Bruder, und da er, wie Wenzel weiter berichtete, einen der Unseren mit teuflischer List, vielleicht auch mit Gewalt dem Guten entfremden und in seine Macht einfahen will, so rufe ich Dir zu:

Hüte den Bruder mit all Deiner Kraft, daß ihm nichts Böses an Leib und Seele widerfährt. Wache über ihn und die Seinen!"

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortl. Redakteur: Fr. Harich in Berlin. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.